

Statistische Daten über den Weltkrieg.
Das internationale Arbeits-Bureau, das unter der Leitung des M. Edgar Milhaud steht, bringt auf Grund gewissenhaftester Studien einen Überblick, in welchem Maße die Staaten der Erde durch den Weltkrieg in Mitleidenschaft gezogen wurden. Nach dieser Statistik betrug die Zahl der Mobilisierten in allen am Kriege selbst beteiligten Staaten 70 Millionen Menschen (genau 69,882.463), und zwar 15,070.000 Russen, 13,250.000 Deutsche, 9 Millionen Österreich-Ungarn, 7,935.000 Franzosen, 5,704.000 Briten, 5,615.000 Italiener, 4,272.000 Nordamerikaner usw. Nach dem Prozentsatz der männlichen Bevölkerung waren in Frankreich 40,8, in Deutschland 39,6, in Österreich-Ungarn 34,6, in Italien 31,5, in Großbritannien 24,2 und in den Vereinigten Staaten 8,4 Prozent der männlichen Bevölkerung mobilisiert. Nimmt man von der männlichen Bevölkerung die Kinder und die zum Waffentragen ungeeigneten Greise aus, dann erhöht sich der Prozentsatz der zum Kriegsdienst aufgeborenen Männer in Frankreich auf 59,4, in Deutschland auf 64,9, in Österreich-Ungarn auf 55,4, in Italien auf 46,3, in Großbritannien auf 32,9 und in den Vereinigten Staaten auf 13,2 Prozent. Die Toten und Verschollenen verteilen sich mit 2,000.000 auf Deutschland, 1,700.000 auf Russland, 1,542.000 auf Österreich-Ungarn, 1,400.000 auf Frankreich, 750.000 auf Italien, 744.000 auf Großbritannien und 68.000 auf die Vereinigten Staaten; das ergibt einen Prozentsatz an Toten von der Gesamtzahl der männlichen Bevölkerung von 10,5 Prozent in Frankreich, 9,8 in Deutschland, 9,5 in Österreich-Ungarn, 6,2 in Italien, 5,1 in Großbritannien und 0,2 Prozent in den Vereinigten Staaten. An Verwundeten gab es in Deutschland 1,537.000, in Frankreich 1,500.000, in Großbritannien 900.000, in Italien 800.000, in Russland 775.000, in den Vereinigten Staaten 157.000; das wiederum gibt im Prozentsatz zur Gesamtzahl der männlichen Bevölkerung an Verwundeten in Frankreich 11,2, in Deutschland 7,5, in Großbritannien 6,6 und in den Vereinigten Staaten 0,5 Prozent.

DER KAMPF

Nr.: 19. 18/2

TAG: Februar 1925

Kriegsliteratur.

✓ Dr. Hermann Schüßinger: Zusammenbruch. Die Tragödie des deutschen Feldheeres. Verlag Oldenburg, Leipzig.

Schon der preußische General Max Hoffmann hat in seinem Buch „Der Krieg der versäumten Gelegenheiten“ (besprochen von Julius Deutsch im Heft 1 des „Kampf“, Jahrgang 1924) den abschließenden Nachweis dafür erbracht, daß schwerwiegende Führungsfehler der deutschen Heeresleitung, vor allem der Generale Moltke, v. Bülow, Kluck und besonders auch Ludendorffs, schon bloß militärisch gewertet, den Zentralmächten jede Möglichkeit eines den Krieg siegreich beendigenden strategischen Erfolges genommen haben. Schüßinger geht in seinem Buch weit über die Wiederholung dieses Nachweises hinaus, und nur deshalb erscheint sein Buch auch kulturpolitisch bemerkenswert. Er stellt

nämlich die folgenschwersten Maßnahmen der hohen deutschen Heerführung wie die inkonsequente Durchführung des Schlieffen'schen Umfassungsplanes mit allzuheftig geschwächtem, rechtem Umfassungslügel, um nur den Elsaß um jeden Preis decken zu können, die zwecklose Abschichtung der deutschen Freiwilligendivisionen vor Opatowitz, das ebenso halsstarrige Anrennen gegen Verdun, das einlinienige, unbewegliche Verteidigungssystem und andere Fehler erst in den richtigen allgemeinen Zusammenhang mit dem sonstigen Geschehen, indem er sie als notwendige Folgen der ganzen Bewußtseinsverfassung des deutschen halbfeudalen Berufsständertums und der gesellschaftlichen Machtverteilung in Deutschland darstellt. Mit halben Mitteln mußte zum selben Ziel gestrebt werden; denn wie konnte man zum Beispiel dem in engirniger Generalabrechnung erzogenen deutschen Bürgertum genug Urteilskraft zumuten, um zu begreifen, daß es notwendig sei, weite Gebiete Süddeutschlands der französischen Besetzung preiszugeben, um das große Unrecht des Einfalls in das neutrale Belgien durch einen Frankreichs Armeen vernichtenden Erfolg zu „entsühnen“. Ebenso erscheint das, was noch die deutsche „Rüffelstrategie“ nannte, dieses verbissene, das Prinzip des Angriffs um jeden Preis bis zum blutigsten Ausmaß verzerrende, unaufhörliche Anrennen gegen bestimmte Frontteile nur als die tragische Folge der fastenmäßig abgeschlossenen Erziehung der deutschen Heerführerschaft. Diese ergab jene unkritische Feindverachtung, vereint mit düffelhafter und ideenloser Brutalitätsüberschätzung, die der eigenen Stoßkraft alles, dem Gegner eigentlich keinerlei große militärische Leistung zumutet. Angriff um jeden Preis, verbunden mit stets gleichartig angelegten Umfassungsversuchen, die im Materialkrieg, vor allem der räumlich engen Westfront, stets nur taktische Anfangserfolge zeitigen konnten, weil die elastische französische Verteidigung, die sich nicht an den Boden klammerte, ihre gestaffelten Reserven stets rechtzeitig vorwerfen konnte, das war das ganze Ura und Auf der Feldherrenkunst dieser Ludendorffe, die jetzt auch den Frieden nur zu einer Fortsetzung ihres Krieges mit anderen, aber innerlich ebenso brutalen Mitteln machen möchten. So mußte dem Sieg von Sedan zwar nicht ein jede deutsche militaristische Gloireflüge eindeutig vernichtendes Jena, aber die schließlich für Deutschland mindestens gleich furchtbaren Leiden „Marnewunder“ von 1914 und 1918 folgen, weil eben die mächtige deutsche Kriegsmaschine nur von tapferen Unterthanen bedient war.

Freilich, wenn Schützinger vermeint, daß nur die Fehler der Strategen das deutsche Volk um den Erfolg brachten, so bewegt sich seine Argumentation auf einer

Linie, die ihm wohl durch die Notwendigkeit der Polemik gegen die bekannte alldeutsche Dolchstoßlegende aufgezwungen wurde. Ein Krieg, geführt gegen das Rechtsgefühl einer Welt, begonnen mit dem frechen Unverstand des Ultimatum gegen Serbien und dem Unrecht des Einmarsches nach Belgien, fortgesetzt mit requirierten Türklinten und Hochgeschirren, gegen den Reichtum Amerikas war an dem Tag verloren, da er begonnen wurde...

Weit über die Bedeutung seiner eigentlich militärkritischen Darstellung geht aber das hinaus, was Schützinger als Folgerung daraus mit Recht ableitet, was hüben und drüben gesündigt wurde, daß nämlich überhaupt das Ende aller Strategie, all der verhörmeltesten Feldherrenkunst bereits gekommen ist, wenn es so etwas etwa zur Zeit Friedrich II. oder Napoleons überhaupt gegeben haben mag. Denn wirklich ist heute, zumindestens in den kommunikationsreichen Ländern West- und Mitteleuropas, für die Millionenheere seiner Völker, wenn sie ausgerüstet sind mit dem ganzen Teufelswerk ihrer Rüstungsindustrien, gar kein Platz mehr für die Handwerker gewandter Techniker der Heerführung, die aber schließlich auch in der Vergangenheit dauernd nie verhindern konnten, daß Gott doch immer bei den stärkeren Bataillonen war. Dem Ziel, den völkermörderischen Stellungskrieg als das unentrinnbare Ergebnis des Zusammenwirkens der allgemeinen Beherrschung mit der Despotie des technischen Mittels zu erkennen und damit den Götzen des genialen Feldherrn im Bewußtsein der Zeit zu entthronen, diesem Ziel, das als notwendiges Zwischenziel unübersehbar auch am Wege der Arbeiterbewegung emporragt, wärt uns Schützingers Buch ein Stück entgegen.

Freilich, uns Deutschösterreichern fehlt glücklicherweise jedes auch nur halbwegs tauglich scheinende Objekt der Generalabverhörmelung, selbst wenn Ruffenberg das Hohelied seines eigenen Sieges von Komarow noch einigemal in der „Neuen Freien Presse“ anstimmen sollte. Beim „Vater Radecky“ war es das letztmal, daß es einer geschäftstüchtigen Geschichtsverfälschung gelungen ist, die Lüge des „großen“ Generals etwas erfolgreich umzuwerfen, alle späteren Versuche mit dem Sieger von Custozza, Philippovich usw. deckten politisch kaum die Reklamespesen. In Deutschland aber tut es noch immer auch in Arbeiterkreisen dringend not, aufzuzeigen, daß die ganze Genialität seiner ruhmreichen Generale nur darin bestand und immer wieder nur darin bestehen konnte, immer neue Jahrgänge deutscher Söhne und Väter zum Menschenmaterial zu machen, um mit ihnen den nimmer-sattigen Höllenofen ihrer vergeblichen Offensiven zu heizen.

So ist Schützingers Buch ein notwendiges und deshalb nütliches Buch, wenngleich er

selbst freilich seinem militärischen Herkunftsmilieu entsprechend es noch immer auffallend oft für notwendig zu erachten scheint, einen soldatischen Maßstab an Erscheinungen zu legen, die nur gesellschaftswissenschaftlich zu erfassen sind.

Eine diplomatische Mission in den Revolutionstagen.

Von Wilhelm Ellenbogen.

Es war in den Novembertagen 1918. Im Sprechsaal des Herrenhauses (heute Sitzungssaal des Bundesrates) tagte der Staatsrat, eine Schöpfung der Umsturztagte, mit der historischen Aufgabe, den Übergang zur Republik gesetzgeberisch und administrativ zu bewerkstelligen und die Monarchie zu liquidieren. Wiens Bevölkerung lebte in jener Fieberstimmung, die durch das vierjährige Sämnern der Kriegsmaschine, durch die Zermürbung infolge enttäuschter Hoffnungen, durch die aufregende Spannung der Kriegsnachrichten, durch die Verluste von Vätern und Söhnen, vor allem aber durch die völlige Zerstörung der Ernährungsquellen erzeugt worden war. Die Hauptstadt hungerte, hungerte buchstäblich. Es war die Zeit, wo ein Lawinsturz auf den Brennerzug die Herabsetzung der ohnehin minimalen Mehlquote auf die Hälfte zur Folge hatte, die Zeit der grauenhaften Tuberkulose- und Kindersterblichkeit, eine Zeit gärender Verzweiflung. Jedes Kilogramm Brotfrucht, das zu erreichen war, war von elementarer Bedeutung für die Erhaltung von Oesterreichs Bevölkerung. Auf der Donau in Ungarn lagen vierzig getreidebeladene Schiffe, die aus Rumänien nach Wien gesendet worden waren. Sie bedeuteten geradezu die Lebensrettung von Millionen. Aber das katastrophale Lohwabohtu des Umsturzes hinderte jene Schiffe an der Fortsetzung ihrer Fahrt, und es bestand die Gefahr, daß sie entweder geplündert oder aus anderen Gründen, etwa denen der sogenannten ungarischen Staatsräson, zurückbehalten würden. In dieser Not beschloß der Staatsrat, eines seiner Mitglieder nach Budapest zur Regierung Karolyi zu entsenden, um von ihr die Herausgabe dieser Schiffe zu verlangen, und da es gleich in einem Aufwaschen ging, so wurde dieser Sendling auch mit der Mission betraut, von der ungarischen Regierung die freie Durchfahrtsfür die Armee Madenjen, die nach dem plötzlichen Zusammenbruch der Front Rumänien verlassen hatte und von der Rückkehr in die deutsche Heimat abgeschnitten war, zu erwirken.

Die Wahl fiel auf mich. Begleitet von je einem Ministerialrat des Handelsministeriums und des Ministeriums des Neubern, machte ich mich auf den Weg. Während der Fahrt nach Budapest legte ich mir die Aufgabe zurecht, deren Schwierigkeit mir mit jedem Kilometer, um den ich mich Budapest näherte, immer klarer wurde. Denn zunächst konnte ich mich nicht darüber täuschen, daß auch Ungarns Bevölkerung nicht gerade auf Rosen gebettet war. Nicht nur, daß der Krieg auch diese Kornkammer des ehemaligen Oesterreich mit seinen fetten Böden bis zur Erschöpfung ausgeplündert hatte, waren mit dem Zusammenbruch auch gerade die ertragreichsten Gebiete von feindlichen Armeen besetzt. Die Aufteilung Ungarns im späteren Vertrag von Trianon hatte sich in dieser tatsächlichen Besitzergreifung voraus verkündet. So mochte es leicht geschehen, daß Ungarns Bevölkerung die Auslieferung jener Schiffe als einen gegen sie selbst gerichteten Schlag ansehen werde.

Aber noch weit bedenklicher erschien mir die zweite der mir gestellten Aufgaben. Karolyi war bekannt als ein entschlossener Bekämpfer des Weltkrieges und galt insbesondere als heftiger Gegner Deutschlands. Er hatte während des Krieges unausgesetzt der Losreibung Oesterreichs von Deutschland das Wort geredet. Von ihm also eine Handlung zu verlangen, wie die Befreiung der Armee Madenjen, die geradezu als ein großmütiges Geschenk an Deutschland zu werten war: wie sollte ich das zustande bringen?

Weniger tragisch nahm ich meinen völligen Mangel an Schulung in diplomatischen Verhandlungen, und zwar vor allem darum, weil ich in den Delegationen unsere Diplomaten aus der Nähe zu sehen und dabei ihre hochgradige Mindervoertigkeit kennenzulernen Gelegenheit gehabt hatte. Sobald Grätze wie jene aufzubringen, das traute ich mir schon zu. Ueberdies waren in solchen Umsturzzeiten zweifellos die Methoden des diplomatischen Verkehrs ungezwungener und natürlicher, ich möchte beinahe sagen menschlicher, als im normalen Lauf der Dinge. Schließlich, da ich mit meinen Ueberlegungen zu keinem Ziel kommen konnte, beschloß ich, mich einfach auf mein Glück und meinen normalen Verstand zu verlassen.

In Budapest angekommen, versuchte ich zuerst, mit den beiden Genossen Kunfi und Garanyi in Verbindung zu kommen, die damals Minister im Kabinett Karolyi waren, der erste für soziale Verwaltung, der andere Handelsminister. Sie sollten mir die Wege ebnen. Beide empfingen mich zwar sehr freundlich und sagten mir ihre Unterstützung zu, erklärten jedoch, unmittelbar praktisch in der Sache nichts tun zu können, sondern verwiesen mich auf eine unmittelbare Auseinandersetzung mit Karolyi selbst. So machte ich mich denn am Nachmittag auf, wanderte einsam über die Kettenbrücke nach Ofen hinüber, stieg durch die dunklen Straßen des nebeligen Novembertages den Burghügel empor und fand mich endlich nach zahllosen Umfragen vor dem Gebäude des Ministerpräsidentiums. Ein lebhaft schrakendes Menschengewoge erfüllte Stiegen und Gänge dieses Hauses, man spürte den Atem der Revolution. Kein Portier, kein Diener, der mir den Weg in diesem ehemals so urfeudalen Milieu gewiesen hätte. Mit Mühe wand ich mich durch die Menge in den ersten Stock hinauf und trat in einen ebenfalls von Menschen überfüllten Saal. Ich wendete mich an einen uniformierten Mann, mit der Frage, wo ich da den Ministerpräsidenten Grafen Karolyi sprechen könnte. Schläfrig drehte er sich um und wies nachlässig mit der Hand auf einen schlanken, hochgewachsenen, in der Mitte des Saales stehenden Herrn: „Da steht er.“ Karolyi sahien unbeschäftigt dem Treiben im Saale zuzusehen. Ich trat auf ihn zu und nannte meinen Namen. Augenblicklich überzog sein gelangweiltes Gesicht ein Zug liebenswürdiger Freundlichkeit, und seiner Einladung folgend, verließen wir den Vorsaal, um in seinem Sprechzimmer ungestört verhandeln zu können. Ich leitete das Gespräch mit einem Gruß Viktor Adlers ein, da ich die außerordentliche Hochschätzung Karolyis für ihn kannte. Hocherfreut erkundigte sich Karolyi eingehend nach Adlers Befinden, wobei er auch einige Worte der Bewunderung für Fritz Adler einfließen ließ. Seine Frage nach den inneren Zuständen bei uns gab mir die Gelegenheit, zum eigentlichen Thema überzugehen.

„Sie haben“, begann ich, „in Ungarn der Demokratie zum Durchbruch verholfen und es ist Ihnen gewiß klar, daß diese Ihre Demokratie noch durchaus nicht gesichert ist, sondern auf erbitterte Feindschaften inner- und außerhalb des Landes gefaßt sein muß. Das selbe ist natürlich bei uns der Fall und Sie werden gewiß meine Meinung teilen, daß beide Demokratien die Pflicht haben, sich gegenseitig zu unterstützen. Wir unsererseits sind dazu bereit. Ich aber bin gekommen, um Sie zu bitten, daß Sie der Republik Oesterreich in einer Lebensfrage zu Hilfe kommen.“ Karolyi stimmte diesem allgemeinen Grundsatz zu.

Nun schilderte ich die Elendszustände in Wien, die zerstörten Verkehrsverhältnisse, die katastrophale Ernährungssituation. Verzweiflungsausbrüche, Blünderungen, Zerstörungen waren willkommene Anlässe für die Feinde der Republik, die militärische Intervention der Entente anzurufen und bei dieser Gelegenheit auch noch andere Geschäfte der Reaktion zu besorgen. — „Nun haben wir ja Getreidevorräte, um für längere Zeit unsere Leute zu ernähren, aber sie sind nicht in unserer Hand, sondern in der Ihren. Ich bitte um nichts als um die Herausgabe unseres Eigentums.“ Daran schloß sich die Erwähnung der vierzig auf der Donau lagernden Getreideschiffe.

Karolyi, der nachdenklich zugehört hatte, antwortete, daß zwar Ungarns Ernährungslage auch nicht glänzend sei und die öffentliche Meinung werde daher nicht einverstanden sein, doch entspreche unsere Forderung der Billigkeit und auch Gründe der politischen Staatsräson sprächen für sie. Er sagte also zu.

„Ich danke Ihnen“, erwiderte ich. „Ihre Zusage entspricht ganz dem Wille, das ich mir von Ihnen

gemacht habe, aber sie genügt nicht. Denn, verzeihen Sie, ich habe über Vereinbarungen mit ungarischer Seite aus den Ausgleichsaffären ungünstige Erfahrungen. Ich traue Ihrem Worte als Gentleman unbedingt, aber ich mißtraue Ihrer Bürokratie, die Ihre Entscheidung „interpretieren“ wird. Ohne einen gemessenen, kategorischen Befehl, der nicht umdeutbar ist, ist die Sache wertlos.“

Karolyi lächelte verständnisvoll, und begleitete sein Zögeln mit einer vielsagenden Handbewegung. „Ich werde diesen Auftrag geben. Zur Durchführung jedoch bitte ich an Ministerialrat X zu wenden.“

Nun kam die schwierigeren Frage der Armee Madensens. Durch Karolyis Eingreifen, begann ich, sei der Krieg plötzlich abgebrochen worden. Nun steht die Armee Madensens von ihrer Heimat abgeschnitten da, was zu einer ganzen Reihe von Unzukömmlichkeiten führe. Wozu über Tausende unschuldiger Soldaten unnötige Qualen, über deren noch anspruchsvollere Familien Verlängerung des Kriegselends bringen? Dieser abgeschnittene Seereskörper sei ein Pfahl im Fleische des Friedens, ja geradezu eine Einladung zu Feindseligkeiten, zur Kriegsverlängerung — zu neuen Morden. Und wozu das? Eine Gefahr stelle Deutschland doch auch nicht mehr dar, wenn diese Menschen zu Haus und Hof zurückkehren. Die Zurückbehaltung sei eine Unmenschlichkeit, die keinerlei politischer Kalkül entschuldigen könne.

Karolyi überlegte und sagte dann. „Sie haben recht, bis auf den politischen Kalkül. Denn eine wirkliche Armee durch Ungarn ziehen zu lassen, das könnte ich vor niemand verantworten.“

„So schließen Sie sie während des Durchzugs in plombierten Waggons ein und lassen Sie sie unter Bewachung durchfahren!“

„Eine bewaffnete Armee? Das ist ganz unmöglich.“

„Wenn's die Waffen sind, gut, lassen Sie sie unbewaffnet durchziehen, mir liegt an den Menschen. Die Waffen müßte Deutschland ja ohnehin abliefern.“

„So kann's vielleicht gehen.“

Koch einige Hin und Her und die Sache war gewonnen. Der Armee Madensens stand der Durchzug offen.

Der Eindruck, den Karolyis Persönlichkeit auf mich machte, war eigentümlich. Im allgemeinen ist mir die ungarische Aristokratente seit jeher bis in die letzten Kaiser meines Wesens verhaßt. Ich kenne nichts Urechteres, Höheres als sie. Ihr zweites Wort ist „Ritterlichkeit!“ Aber die Zustände in Gorthy-Ungarn — und das ist ihre Konterrevolution! — beweisen, daß es keine schädigere, also unritterlichere Sittlichkeit in der ganzen Welt gibt als sie. Um so wohlthuender wirkte der scharfe Kontrast, in dem sich das Bild dieses Mannes von jenem widerlichen Hintergrund abhob. Vor allem spürte man als Grundzug seines Charakters ein tiefmenschliches Wohlwollen heraus, das offenbar den Ausgangspunkt seiner ganzen politischen Einstellung bildete.

Demokratie, Bazillismus, Kultur, Fortschritt, lauter Dinge, die einem sonst bei einem ungarischen Aristokraten tiefstes Mißtrauen einflößen — man denke nur an die Karikatur Mponni! Auch wurde man den Eindruck einer gewissen naiven Ehrlichkeit nicht los, die gepaart mit einer natürlichen Großmut und der Bereitwilligkeit, für seine Ueberzeugungen mutig einzustehen, beim Betrachter die Vorstellung von einer durchaus noblen Natur und dem vollendeten Typus des Gentleman hervorrief. Minder günstig war freilich der Eindruck von der Tiefe seiner politischen Intuition und von der Nachhaltigkeit des Willens, seine Absichten durchzuführen. „Goldene Rücksichtslosigkeiten“ lagen ihm offenbar nicht. Diese Schwäche des Willens war denn auch die Ursache des Mangels an Autorität seiner Bürokratie gegenüber. Denn diese war eine Schaar abgeprüfter Gesellen, jahrzehntelang in den der magyarischen Gentry offenbar angeborenen Künsten der politischen Intrige wohl geschult; die Ausgleichsära bedeutete geradezu ein Seminar, eine Lehrgangsschule in dieser Kunst. — Das sollte ich denn auch sofort erfahren.

Ministerialrat X, an den Karolyi mich gewiesen stellte sich mir in Gestalt einer eingetrockneten Mumie

ergebenst vor. Aber diese Mumie hatte Haare auf den Zähnen. „Die vierzig Schiffe“, flüsterte er mit trauriger Stimme, „werden wir Ihnen kaum herausgeben können, weil wir sie nicht haben“... „Es liegt ein bindendes Versprechen des Ministerpräsidenten vor, Herr Ministerialrat, und eine endgültige Entscheidung“... „Seiner Exzellenz dürfte es eben unbekannt sein, daß ein großer Teil der Schiffe auf jugoslawischem Gebiet liegt und der andere Teil von der Schiffsmanufaktur nicht herausgegeben wird“, erwiderte Ministerialrat X mit schmerzgefüllter Haltung und in einem Tone, als finge er die Totenklage am Grabe seiner letzten Hoffnungen. Ich überlegte: Mit Zureden war diesen ausgesprochenen Willen zur Sabotage nicht beizukommen. „Sollte Ungarn Gegenforderungen haben, so würde Oesterreich natürlich, um sein Eigentum herauszubekommen, zu gewissen Konzessionen bereit sein“, sagte ich, ihn scharf anblickend. Einen Augenblick blickte das Munnenaug auf. Dann sagte er kalt: „Das ist nicht meine Sache.“ „Nun, dann bleibt mir nichts übrig, als mich an das Wort des Grafen Karolyi zu halten. Rufen wir ihn telephonisch auf.“

Dem konnte der Ministerialrat nicht ausweichen. Er setzte seinem Chef seine Einwände auseinander. Ich hielt die andere Telephonmuskel. Dabei ereignete sich etwas Merkwürdiges. Ich verstehe außer „Körom alason“ und „Szivoson“ kaum ein Wort Ungarisch. Aber die fleißigste Sorge, der Erfolg könnte verlorengehen, schärfte meine Sinne und steigerte mein Ahnungsvermögen. Und so erwiderte ich auf jeden ungarischen Satz des Ministerialrates meine Gegengründe in deutscher

Sprache, so, als hätte ich jedes ungarische Wort verstanden! Eine dramatische Szene! Ich fühlte Karolyis Verlegenheit, aber mein Triumph, daß es sich um Existenzfragen beider Republiken handle, also eine politische Erwägung von entscheidender Bedeutung, gegen die sachliche Einwände, möchten sie auch fundiert sein, in den Hintergrund zu treten hätten, errang schließlich den Sieg, und Karolyi entschied definitiv, daß die auf ungarischem Boden ankernden etwa zwanzig Schiffe binnen sechs Wochen nach Wien zu transportieren seien, bezüglich der übrigen jedoch, sobald diese auf ungarisches Gebiet gelangen, neuerlich zu verhandeln wäre.

Mit einem Wunsch auf glückliche Rückfahrt und dem Versprechen einer telephonischen Rücksprache mit dem Stationschef des Ostbahnhofes, damit ich einen Platz erhalte, verabschiedete sich der Ministerpräsident von mir. Ich verständigte noch rasch die beiden österreichischen Ministerialräte von dem Resultat meiner Intervention und ließ sie zur Ordnung der äußeren Formalitäten der Abwicklung zurück. Dann suchte ich den Stationschef auf, der mich aber achselzuckend auf den Perron führte. Ein fürchtbares Bild! Hunderttausende Soldaten aller Waffengattungen und aller Nationen, auch der feindlichen, laagerten auf den Schienen und Steinfliesen, eine

Nr.:

TAG:

Gelegenheit zur Heimfahrt abwartend. „Da ist auch der Herr Ministerpräsident machtlos“, meinte der Stationschef. Mein Drängen veranlaßte ihn jedoch, mich heimlich etwa eine Viertelstunde weit in der tiefen Nacht auf die Strecke hinauszuführen, ich konnte in einem Wagen dritter Klasse Platz nehmen und mich lautlos verhalten. Zwei Stunden wartete ich so. Plötzlich ein Huronengeheul

und im Nu war der Zug von tausenden Menschen gestürmt, die einander buchstäblich auf die Beine traten. Um 8 Uhr früh endlich begann sich der Zug nach — Budapest zurückzubewegen. Um 10 Uhr entschloß er sich, die Reise nach Wien anzutreten, blieb jedoch schon nach zehn Minuten auf offener Strecke stehen. Dieses anmutige Spiel wiederholte sich unzähligemal, bis wir um etwa halb zwei Uhr nachts in Wien ankamen, nachdem ich sechsbunddreißig Stunden ohne Nahrung und zwei Nächte ohne Schlaf geblieben war.

Ich meldete das Resultat meiner diplomatischen Mission sofort in der Staatskanzlei und im Staatsrat. Die wirkliche Absendung der Schiffe und die Durchfahrt der Madajsen-Armee sind allerdings erst viel später, nachdem Karolyi längst gestürzt war, erfolgt.

Die Erinnerungen des Admirals.

V. von Tirpitz, Politische Dokumente. Der Aufbau der deutschen Weltmacht. Stuttgart und Berlin 1924. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die russischen Archive haben ganz und voll, die deutschen zum größten Teil ihre Ausgabe erfüllt, zur Lösung der Kriegsschuldfrage beizutragen. Daß sich etwa die englischen und französischen Archive für den gleichen Zweck öffnen würden, ist nicht zu erwarten. Sollten es die französischen tun, so würde es sicher mehr aus innerem als aus außerpolitischen Motiven geschehen. Aber auch daran ist nicht zu denken; in dieser Hinsicht denkt Herriot wie Poincaré, und wenn jetzt eine gewichtige Stimme hierfür eintrat, diene das nur zu dem Beweis, daß eine Schwalbe noch keinen Sommer macht. In England ist man in der Benützung staatlicher Archive am schwerfälligsten und gar, wenn es sich um die Frage nach der Schuld am Kriege handelt. Wenn vor einiger Zeit der eigentliche Kämpfer im Streit — Lloyd George — aus seinem Herzen keine Mördergrube machte und betonte, England sei, man wisse nicht recht wie, in den Krieg hineingestolpert, so lehrt uns das obige Buch — es enthält, wie man es nicht mit Unrecht genannt hat, das Archiv des Hauses Tirpitz — etwas anderes: es zeigt den Grad der Schuld, die England durch sein Verhalten vor und bei Ausbruch des Weltkrieges auf sich ge-

kauft hat, wie es nicht so sehr die maritime, als in erster Linie die großartige wirtschaftliche Entwicklung des Deutschen Reiches war, die England zum unversöhnlichen Feind des Deutschen Reiches gemacht hat und wie keines der vielen Mittel der deutschen Politik, den Reiz und die Eifersucht Englands zu bannen, versagen konnte.

Die diplomatischen Verhandlungen, die während der ersten, zweiten und dritten Flottenkrisis des Deutschen Reiches in den Jahren 1906 bis 1912 und darüber hinaus zwischen den beiden Staaten gepflogen und nun von Tirpitz, mit einem guten Kommentar versehen, veröffentlicht werden, geben hierüber die genauesten Auskünfte und leuchten bis in die verborgensten Winkel hinein. Wir erkennen aus ihnen den unentwegten Friedenseifer in den Kreisen der deutschen Politiker, von denen freilich nicht ein einziger seiner Stellung gewachsen war. Am besten schreibt noch Fürst Bülow ab. Aber die Begabung und Haltung eines Ribbentrop-Wächter, eines Kühlmann und vor allem eines Bethmann-Hollweg sind die Akten geschlossen. Daß dieser Mann nach dem vollständigen Zusammenbruch seiner Politik während und nach der Sendung Halbans noch im Amte gelassen wurde, ist eines der vielen Rätsel, die die Wilhelminische Zeit aufweist.

Alle Warnungen gut unterrichteter deutscher Militärattachés, die von London aus nach Berlin gesandt wurden, blieben unbeachtet, alle Stimmungsbilder, die sie einbrachten, sind auf den glei-

chen Ton gestimmt. Als Muster hierfür kann jener Bericht gelten, der am 24. März 1910 bei Tirpitz entlieh. Da heißt es: „Während meines dreimonatigen Aufenthaltes in England habe ich die feste Überzeugung gewonnen, daß man in England alles versucht, Deutschland in einen kontinentalen Krieg zu verwickeln, es militärisch, industriell und wirtschaftlich lahmzulegen.“ Der Berichterstatter belegt seine Behauptungen durch die Angaben hervorragender englischer Großindustrieller. Die antideutsche Bewegung ist nicht die Sache einzelner Parteien, es ist eine tiefgehende nationale Bewegung, an deren Spitze der König steht. „Ich habe“, schreibt er, „nicht allein den Eindruck, daß man fest entschlossen ist, Deutschland in einen Krieg zu stürzen, man glaubt auch diesem Ziel viel näher zu sein, als wir annehmen. Daher das stete Werben um Frankreichs Mitwirkung. Ein ärgeres allgemeines Dahlen um seine Gunst gibt es nicht mehr. Schon sagen hier die Franzosen: Beide Armeen sind eine, beide bereit, für die andere zu sterben.“

Ein anderer Berichterstatter spricht von dem allgemeinen Ansehensverlust vor Deutschland, von dessen Gründlichkeit und Fleiß, spricht weiter von dem Aufschwischen des englischen Nationalgefühls durch so hochstehende Leute wie Sir John Fisher, das mit den größten Lügen und Verdrehungen betrieben wird. Man denke an die ungeschlachte Rede Lloyd Georges in den Tagen von Agadir. Da Ribbentrop-Wächter, in dem damals viele einen

Bismarck II. zu sehen glaubten, nichts dagegen sagte, stand die Welt unter dem Eindruck, Deutschland stecke die erlittene Ohrfeige ein. Dieser Ribbentrop — man höre, was Tirpitz über ihn sagt: „Aus Bukarest nach Berlin geholt, hat er es im März 1909 verstanden, dem Kanzler bei der Lösung der bosnischen Krisis jene unnötig scharfen Töne gegen Rußland anzuempfehlen, welche die Beziehungen zu Rußland auf Jahre hinaus erschwerten und noch die Krisis im Juli 1914 ungünstig beeinflusst haben. Auch ohne diese Tonart wäre Österreich-Ungarn auf eine weniger aufgeregte Weise zu seinem bosnischen Besitztitel gekommen. Dieselbe grobe, dabei unsichere Hand betätigte Ribbentrop in der Marokkoangelegenheit. Aber diese hatte sich Tirpitz schon in seinen Erinnerungen ausgesprochen; man wird aber auch die hier abgedruckten Korrespondenzen mit großem Interesse lesen.“

Auf vielen Seiten des Buches wird von der Unzulänglichkeit Bethmanns gesprochen: Er hatte z. B. eine unergründliche Scheu vor dem Nennen des Stärkeverhältnisses der deutschen zur englischen Flotte (2:3), wie überhaupt vor allem Positiven. Auf der Seite von Tirpitz stehen die gewichtigsten Seelensteine Deutschlands und wie diese im Gegensatz zu Bethmann über England dachten, ließ man in einem Schreiben des Admirals Heeringen: Ich glaube nicht, daß uns England je allein mit Krieg bedrohen wird, wohl aber, daß

es zu unserem Feind wird, wenn wir mit einer anderen Macht in Krieg geraten. Das ist ganz die Meinung von Tirpitz und wie dieser jagt, „auch des ganzen deutschen Volkes, nämlich daß deutsch-französischer Krieg auch deutsch-englischer Krieg bedeute“. Das hat sonach die übrige deutsche Welt gesehen, nur dem deutschen Reichskanzler ist es verborgen geblieben. Wir verstehen denn auch die Klage von Tirpitz: „Das Verbleiben des als schwach und entscheidungslosen erwiesenen Reichskanzlers hatte die Folge, daß wir bei der nächsten schweren Krise (Juli 1914) in den Krieg hineingezogen wurden.“ Da kam es bekanntlich zu dem zweiten Zusammenbruch Bethmanns. Weniger bekannt ist die Tatsache des ersten. Hören wir, was der Kaiser selbst darüber sagt: Er sei heute (18. März 1912) persönlich zum Reichskanzler gegangen, der ganz geknickt gewesen sei über diesen Ausgang, den seine Politik genommen hätte, ein ganz gebrochener Mann, der ihm ordentlich Mitleid eingelöst hätte. Warum teilte Bethmann nicht das Bos des ebenso unfähigen Grafen Wolff-Metternich, der als deutscher Botschafter sich zum Sprachrohr des englischen Ministeriums gemacht hatte und nun endlich entfernt wurde. Wir halten hier ein. Die vorgelegten Proben bezeugen es, daß wir in diesem Tirpitzbuche eine der wichtigsten Quellen zur Vorgeschichte des Weltkrieges besitzen.

J. Losert.

Die Nacht von Carzano.

17.—18. September 1917.

Der jetzige Abgeordnete des nationalen Blocs für Norburg, Dr. Pivko, hat eine Reihe von Broschüren in slowenischer Sprache herausgegeben, die sich auf den Verrat von Carzano beziehen. Als letztes Bändchen in der Reihe erschien das Bändchen „Carzanska noč“, das die Geschehnisse in jener Schreckensnacht schildert. Daraus entnehmen wir einige Berichte.

Der opiumhaltige Schnaps.

Pivko hatte alles bereit gestellt, als sich die Demütigung langsam ins Suganatal herabsenkte. Ein kleines Haufen verschworener Offiziere und Unteroffiziere tschechischer Nationalität und auch einige orthodoxe Bosniaken scharten sich um ihn. Alles war in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Es war doch von den Vorbereitungen schon so viel zu hören gewesen. Der opiumhaltige Schnaps und das Schlafpulver waren zu den Feldküchen gewandert. Als Erste fielen die oberösterreichischen Jungschützen nach der angedeuteten Abendmahlzeit in einen Dufelzustand und nickten ein, während einige Bosniaken bedenklich wachend, voll des opiumhaltigen Wacholder Schnapses aus Turin, dahertaumelten. Einige hielt schon Gott Morpheus in seinen Armen. Der Koch Sava berichtete, daß die dritte Kompanie eine doppelte Portion des Schlafpulvers abbestimmt habe und daß die Mannschaft bei den Grabengeschützen zwischen Telbe und Castelluovo schon schlafe. Die Offiziere seien eben bei der Mahlzeit gewesen, als er Reißaus nahm, sie dürften auch bereits schlafen.

Langsam sank alles in tiefen Schlaf. Auch die Maschinengewehrabteilung des deutschen Oberleutnants Eril schlief schon, während der Führer Knott, an diesem Abend jede Nahrung und jedes Getränk abschlug. Dieser Umstand hatte später für die Wendung der Dinge, nach dem Einbruch der Italiener eine weittragende Bedeutung. Führer Knott versteckte sich nämlich beim Einbruch der Arditi in einer Kaverne und feuerte

dann, als er die Situation über sah, mit einigen Leuten in die Flanke der Italiener hinein, was die Italiener in Bestürzung brachte und sie zurückprallen ließ.

Als es neun Uhr war und schon tiefes Dunkel das Suganatal einhüllte, schlichen sich die Führerpatrouillen, die die Italiener zu geleiten hatten, davon, um sich nach Strigno ins italienische Brigadefeldkommando zu begeben.

Um halb acht Uhr meldete die elektrische Zentrale, die die Drahtverhaue in der Nacht mit Strom zu versorgen hatte, daß sie einen Maschinendefekt habe. Dieser Defekt wurde von einem mitverschworenen Tschechen erzeugt und war plangemäß vorgenommen worden.

Vorbereitungen zum Empfang der Italiener.

Eine Patrouille unter Anführung des Zugführers Cacic begann in der Dunkelheit die Drahtverhaue niederzureißen und Durchlässe zu schaffen. Eine andere Patrouille durchschnitt zur gleichen Zeit die Telephonbrähre des Stützpunktes Taverna der Artillerie auf dem Salubio, während wieder eine andere Patrouille die gleiche Arbeit bei Castelluovo, Borgo, am Civaron und am Ceggia besorgte. Bald war die Arbeit beendet und eine telephonische Verbindung unmöglich gemacht worden. Pivko kontrollierte, ehe er sich zum Empfang der Italiener auf den Rendezvousort begab, seine Stellung, denn er war, da der Bataillonskommandant Oberstleutnant Vidale auf Urlaub war, Alleinherrscher hier draußen. In den einzelnen Stellungen lagen ausgestreckt die baumlangen Bosniaken und schwärzten laut. Die Maschinengewehrmannschaften hockten schlafend beim Gewehr und überall herrschte tiefe Stille. Nicht ein Schuß störte sie. Nur ein italienischer Scheinwerfer tastete die Stellungen ab.

Die Italiener kommen.

Pivko erwartete mit großer Nervosität auf der Feldwache von Castellare das Herannahen der ersten Arditi. Aber eine Stunde nach der anderen verrann und nichts ließ sich hören, so gespannt er auch in die Nacht hinaushorchte.

Da plötzlich tollerten einige Steinchen den nahen Weingarten hinunter. Also, sie kamen. Um halb 12 Uhr in der Nacht waren die ersten Italiener am Felsen von Castellare angekommen. Langsam woch einer nach dem anderen die bereitgestellte Leiter herauf. Sie alle trugen Gummipfiesel, so daß sie nicht zu hören waren. Die erste Partie zählte 50 Arditi unter Führung eines Leutnants. Sie schoben die noch immer schlafenden Wachen in eine Kaverne, besetzten die österreichischen Maschinengewehre und begannen gleich eine Leitung nach rückwärts zu legen. Bald trafen weitere italienische Kolonnen mit ihren tschechischen Führern ein, stießen aber an der Massobridge auf wache Bosniaken, die sie mit Feuer empfangen. Auch der österreichische Posten auf St. Pietro mußte etwas gemerkt haben, denn der Lichtstrahl des österreichischen Scheinwerfers bohrte sich in die Stellungen. Bald waren die Punkte Scurelle und Palua im Besitz der Italiener. Auf dem Felsen bei Castellare sammelten sich immer mehr Italiener und gegen zwei Uhr früh war dort das Bersaglieri-Bataillon unter Major Ramorini versammelt. Gleichzeitig stießen Arditi-Büge unter dem Felsen gegen Carzano vor. An der Spitze stand eine Wache unter dem Befehl eines Zugführers namens Turlic. Dieser wußte nichts vom versuchten Verrat und war ein sehr braver Soldat. Als sich Pivto mit den Italienern den spanischen Reitern näherte, rief er ihn an. Pivto schritt auf ihn zu und wollte ihn zur Übergabe überreden. Doch der Zugführer schaute erst Pivto verwundert an und dann die immer zahlreicher werdenden Italiener. Nun kam ihm zum Bewußtsein, daß hier etwas vorgehen müsse, was nicht in Ordnung sei. Er benutzte einen unbewachten Augenblick und floh in wildem Lauf davon, um die Reserven zu alarmieren, während die Italiener und Pivto hinter ihm nach stürmten um ihn zu fangen. Doch vergeblich. Nachdem die Italiener zwei Dinten genommen hatten, marschierten sie in langer Kolonne zur Kirche von Carzano. Dort war der Treffpunkt für alle Führer.

Die mißtrauischen Italiener.

Während sich nun die Führer mit Pivto und den Italienern über die weitere Arbeit besprachen, krachten hinter Carzano zwei Schüsse und in großem Bogen schossen zwei Leuchttrakteten zum nördlichen Himmel empor, während mitten unter den Italienern eine Handgranate explodierte. Die Raketen waren vom Führer Knott abgeschossen worden, während die Granate, die einen Italiener tötete, Leutnant Trampa geworfen hatte. Sofort machte sich Pivto mit mehreren Bosniaken und Bersaglieri auf, um die beiden Offiziere festzunehmen. Aber sein Versuch blieb ebenso vergeblich wie der vorige, den Zugführer Turlic gefangenzunehmen. Auf diese Art waren also schon drei Personen aus dem Wege nach rückwärts, die alles alarmieren konnten. Diese Zwischenfälle hatten zur Folge, daß die ohnedies ängstlichen und argwöhnischen Italiener noch langsamer nachrückten als bisher. Während eine Patrouille von kaum 25 Mann Bersaglieri sich endlich auf den Marsch nach Telve machte, kam mit einer Gruppe von Offizieren der Major Ramorini näher. Pivto wollte sich ihm vorstellen, doch dieser sagte barsch: „Ma oosa“. Er forderie Pivto in barschem Tone auf, ihm die Pionierkaverne zu zeigen. Er führte ihn hin und der Major fragte ihn, fortwährend mit der Pistole

herumsuchend, ob die Kaverne tatsächlich leer sei. Die Kaverne hatte drei Ausgänge und war so von Pivto gebaut worden, daß sie den Italienern bei der Übergabe als Deckung gegen die österreichische Artillerie dienen konnte. Pivto glaubte damit den Italienern einen großen Dienst erwiesen zu haben und hatte auf ihre Dankbarkeit gerechnet. Wie war er aber enttäuscht, als Ramorini einem italienischen Hauptmann befehl, mit Taschenlampe und gezogener Pistole hinter Pivto einherzuschreiten. Eine Telefonkassette erregte den Verdacht der Italiener und Pivto mußte sie öffnen, worauf die Italiener beruhigt zu sich sagten: „E telefono — niente una macchina del diavolo.“

Naun war die Befestigung der Kaverne vorbei, krachte ein Schuß aus der österreichischen Geschützstellung bei St. Pietro, worauf sich bald die Geschütze vom Civarone in das Konzert mischten. Sie schossen jedoch weit ins Vorfeld hinaus, da man wahrscheinlich dachte, daß bei den Drahtverhauen etwas los sei, während die Italiener schon in Carzano auf dem Kirchplatz saßen.

Berwürrung.

Als die ersten schweren österreichischen Granaten über Carzano hinaus ins Vorfeld zu schwirren begannen, ließ der Major Ramorini alle österreichischen Führer samt Pivto und den Verschwöreroffizieren wie Gefangene vom Leutnant Cesarini bewachen. Schuß auf Schuß krachte draußen und die Granaten durchwühlten das Vorfeld. War schon anfangs der Vormarsch der Italiener langsam gewesen und waren sie nur vorsichtig tappend vorgeückt, so kamen nach dem Einsehen des österreichischen Artilleriefeuers gar nur mehr einzelne Italiener nach Carzano nachgerückt. Die Verschwöreroffiziere sahen die Sache schon mißglückt und beschloßen, bei erster Gelegenheit auf und davon nach Strigno zu gehen, um nicht am Ende noch von den Österreichern gefangen zu werden. Die Bersaglieripatrouille, die nach Telve marschiert war, hatte diesen Ort richtig

erreicht. Der Bataillonskommandant Major Lovomi (Stellvertreter des beurlaubten Oberstleutnants Vidale) floh im Hund in die Weinberge von Borgo, während, ihm ähnlich abduziert, der Bataillonssadjutant Citarich folgte.

Es war mittags um vier Uhr morgens geworden. Die österreichische Artillerie schoss jetzt mit Schrapnell auf die Straße nach Strigno. Der Zug der Italiener hatte beinahe ganz aufgehört. An eine Gewinnung des Civarons war jetzt nicht mehr zu denken. Für die Besetzung dieses Berges, der die Stellung von Süden beherrschte, waren zwei Bataillone Alpini bestimmt gewesen.

Als es draußen hell wurde, sah Pivto selbst ein, daß die Sache sich im Sande verlaufen hatte. Die Gefangenen waren abtransportiert worden und nur er und einige tschechische Offiziere warteten, — als Geiseln von dem italienischen Leutnant Cesarini bewacht, — der kommenden Dinge. Er meldete dem Major Ramorini, daß alles verloren sei, wenn nicht die Stützpunkte Gissi und Caberna nördlich von Carzano genommen würden. Doch der Major, der sich in die Pionierkaverne verkrochen hatte, wollte davon nichts wissen und war überdies gereizt und nervös.

Nr.:

TAG:

Pivto flieht.

Die Sonne durchbrach das Gewölk und beschien bereits weite Flächen, über die sich Nebelschwaden zogen, während die Maschinengewehre auf dem Felsen Ghisi die Masobrücke, über die die Italiener gekommen waren, unter Feuer nahmen. Dort standen Deutschmeister, und eine Serie nach der anderen ratterte gegen die Brücke. Die dort postierten Italiener legten sich platt ins Gras und dursteten sich nicht mehr rühren, während über ihre Köpfe die österreichische Artillerie eine Granate nach der anderen sandte. Jetzt konnte kein Italiener mehr herein noch heraus aus Carzano.

Um 7 Uhr morgens hatte sich die österreichische Artillerie orientiert. Sie schoss nicht mehr ins Vorfeld, sondern auf die in der Nacht von den Italienern eingenommenen Posten. Auch die italienische Artillerie begann langsam zu antworten, doch schoss sie weit nach rückwärts gegen Borgo. Während Pivto sich zur Flucht über den Masobach bereit machte, war auf einmal starkes Plänklerfeuer vom Salubio her zu hören. Dort standen ebenfalls die Deutschmeister und diese gingen bereits in Schwarmlinie gegen die Italiener vor. Die Maschinengewehre schossen sich auf die Mitte der Brücke ein.

Als Pivto bemerkte, daß die Österreicher langsam vorrückten und die Italiener zurückdrängen begannen, beschloß er zu fliehen. Einige Sprengkegel brachten ihn zur Masobrücke. Als er diese betrat, krachte die erste Serie nieder und er mußte mit einem großen Satz über das Geländer sich in das drei Meter tiefer fließende Wasser fallen lassen, um nicht getroffen zu werden. Aber die Maschinengewehre zu beiden Seiten des Baches hatten ihn auch im Wasser entdeckt und bald umschwirrten ihn auch dort die Kugeln. Endlich gelang es ihm, sich aus dem Wasser herauszuarbeiten und das andere Ufer zu erreichen. Von dort bemerkte er, wie einzelne Trupps von Italienern zurück über den Bach wollten, aber angesichts des Maschinengewehrfeuers im Felde liegen bleiben mußten. Das Artillerieduell wurde gegen den Vormittag immer stärker. Aus Carzano scholl starkes Gewehrfeuer herüber. Pivto floh weiter, bis er nach Strigno kam. Auf der Straße stand ein Bataillon neben dem anderen. Da war das 135. Infanterie-Regiment, das sich eben aufmachte, gegen Carzano vorzugehen und den Bersaglieri zu helfen. In weiterer Folge standen da zahlreiche Alpini-Bataillone, Infanterieabteilungen und lange Reihen von Masfahrern. Aber alles war verloren. Eine Gruppe von italienischen Generalfeldherren war gerade in an-

geregter Unterhaltung über den Stil einer Villa, als Pivto vorbeikam.

Mlejniks Schicksal.

Der Zugführer Mlejnik, der als erster militärische Dokumente nach Italien schaffte, war auch als Führer eingeteilt gewesen. Ihn traf Pivto in Strigno ohne Hemd, blutend und mit vollständig zerrissenen Kleidern an. Auf die Frage Pivtos, wie es so zugerichtet sei, erzählte er, daß er von zwei Kugeln getroffen worden sei und daß er überdies von den Italienern drei Bajonettstücke erhalten habe. Der Hergang war folgender: Mlejnik hatte eine italienische Abteilung zum Maschinengewehrstützpunkt Ghisi zu führen. Da aber die Italiener so langsam vorrückten, kamen sie erst um 4 Uhr morgens mit Mlejnik am Felsen an. Der Deutschmeisterposten dort rief ihn an. Er gab Feldruf und Besung bekannt und hätte den Posten überrumpeln können, wenn nicht die Italiener untereinander laut zu streiten begonnen hätten, so daß man sie hundert Schritte weit hören mußte. Dem Posten kam dies verdächtig vor, er gab einen Alarmruf ab und floh gegen die Hauptstellung, welche nun zu schießen begann. Die Italiener glaubten nun, Mlejnik habe sie verraten, warfen ihn zu Boden und bearbeiteten ihn mit Kolben und Bajonetten. Er nahm Reißaus und die Italiener sandten ihm Schiffe nach. Mit Mähe und Not entkam er ihnen.

Die Verschwöreroffiziere versammelten sich nach der mißglückten Aktion gegen Carzano in Strigno und begaben sich von dort nach Italien, wo die Tschechen zum Teil in die tschechischen Legionen eintraten. Pivto selbst organisierte aus slowenischen und kroatischen Mannschaften Abteilungen, doch blieb die Zahl der Mannschaften in verschwindender Minderheit gegen die Zahl der Gefangenen. Bei der Offensive im Herbst darauf wurde Pivto bei Pieve di Cadore beinahe von den Deutschen gefangen genommen worden und es hätte ihm das Schicksal eines Battisti gewinkt, wenn die Deutschen einige Stunden früher dort gewesen wären. So aber blieb er noch ein ganzes Jahr in Italien und kehrte erst im Winter 1918 heim.

Während die nationale Presse Pivto huldigt, wird er von der oppositionellen Presse vollkommen abgelehnt, wobei sich die slowenisch-kroatischen Blätter „Stroga“, „Gospodar“ und „Slovenec“ besonders hervortun.

Vord Ritzheners mysteriöser Untergang.

Nach den im Erscheinen begriffenen, in englischer Sprache gebrachten Aufzeichnungen des General Komissaroff.

Ich erinnere mich: wenn man während des Krieges im Zarenreiche russische Zeitungen las, stieg aus den zur patriotischen Weisheit erhitzten Zeilen augenblicklich ein eisiger Hauch. Das war, wenn ein kurzer Bericht irgendwie Alexandra Fjodorowna, die Zarin, streifte. Meist handelte es sich ohnehin nur um Dinge charitativen Werts, um übliche Spitalsbesuche bei verwundeten Kriegern u. dgl. Gewiß — die Berichte waren wie andere auch und ermanungen nicht der vorgeschriebenen Respektlosigkeit: Jejo Weltsehwitzow, Gossudarinja — Majestät, Herrin. Und dennoch — wer zwischen die Zeilen hineinsah — spürte die Kälte.

Am bürgerlichen Tisch, im Widerschein des blankblitzenden Samowars und der zungenlösenden Krumka — des Schnapsgläschens — hieß Alexandra Fjodorowna einfach „Njenka“ — die

Deutsche. Kondensierter Haß spritzte aus diesem Wörtchen, das sich von den Großfürsten zum Bürger und von diesem zum Kutscher und Barfüßler heruntergefälscht hatte.

Man glaube nicht, daß ihre Beziehungen zu Rasputin — die sicherlich keiner Unterstreichung bedürften — daran Schuld trugen. War es doch lediglich ein blindes Anklammern verzweifelter Wüsterliebe an den eingeschmuggelten Träger übernatürlich-helfender Gewalten. Davon sprach man im Volke wenig. Abriegen hätte ihr das, einst von Katharina II. meisterlich kauspervoll, auch ein Duzend Rasputins unter herabgesetzten Anführungszeichen — verziehen. Der Russe, der viel später von den Bäumen gestiegen sein dürfte als seine wessischen Nachbarn, denkt in vergleichenden Dingen natürlicher. Der „Njenka“ aber wachte man alles zu: Spionage, Verrat, Separatfrieden. Obwohl man bei Hofe sehr gut wußte, daß die Zarin den deutschen Kaiser persönlich durchaus nicht besonders mochte, nährte man den naiven Glauben im Volke, daß Alexandra Fjodorowna allwöchige Zwiesprache mit „Wilhelm groznoj“ — Wilhelm dem Schrecklichen — hatte; ihm die genialsten russischen Generalstabspläne verrate. Das war doch einwachtend. Wie hätten die Deutschen anders von Sieg zu Sieg eilen können...!

Die Zarin war aber eine Deutsche. Sie hatte den großen Vorzug oder auch Fehler — es kommt darauf an, von welcher Seite der Beurteiler seine objektive Kerze hinhält — aller Deutschen, dem neuen Vaterlande treu zu sein. Und ich glaube nicht, daß diese Frau einem einzigen angefeindeten oder gefangenen Landmann während der Kriegszeit irgendwie geholfen hat.

Die Großfürsten hatten die Zarin des großen Einflusses wegen, den sie sich im Laufe langer Jahre über den Gemahl errungen. Diese ganze

korruptierte Hofgesellschaft stieß bei der Durchführung unsauberer Pläne immer wieder auf den Widerstand der an Einfachheit gewöhnten heftigen Prinzessin. So besprengten sie denn das Erdreich der Urteilssorglosigkeit des Volkes mit Gift und Galle, versenkten darin die Keime des Mißtrauens unter zustimmendem Lächeln und Augenzwinkern, bis diese Keime wild emporkriechen zu Schlingengewächsen, die alles und auch diesen eigenartigen, scheußlichen Hof ersticken sollten.

Dies zum Verständnis des Willens, in das die Ereignisse des Jahres 1916 eine neue Plutwelle des Hasses gegen die „Njenka“ leiteten, ihr das geheime Brandmal des Verrates aufbrachten, das in der Folge ganz zweifellos mitbestimmend wurde bei der Anlage zur schonungslosen Ausrottung der weiblichen Mitglieder des Kaiserhauses: der „Verräterbande“. Denn eine sonderbare Verkettung von Umständen verhinderte die Aufrollung des mysteriösen Falles „Ritzhener“ und die Rehabilitierung einer Frau, die damit zwangsläufig zur Märtylerin werden mußte. Erst jetzt — ein Jahrzehnt später — dringt der lebendige Tag in bislang dunkle Tiefen der Verdächtigungen. Und der den Restler hochhält, ist kein Geringerer als General Komissaroff, ehemals der mächtige Chef der zaristischen Ochrana, heute unter vielen Ex-Größen als einfacher Emigrant in Amerika lebend.

*

Den meisten unter uns ist es noch im Gedächtnis: Im Juni 1916 riß es den englischen Kreuzer „Hampshire“ — einige Meilen von den Orkneyinseln — in die Tiefen. Und der Punkt schwang es zu allgemeinem Erschauern um die Welt, daß der Stolz Britanniens, der Champion von Dumburman, Vord Ritzhener, an Bord dieses Kriegsschiffes gewesen und untergegangen sei. Ganz besondere Aufregung verursachte dies in Petersburg. Niemand hätte dort etwas von einer Mission des englischen Heerführers auch nur gehört. Allsogleich begann ein groß Bebrühl über

Verrat und die Wellen der Erregung schlugen ziemlich deutlich an die Fäße der „Njenka“.

Es mußte etwas unternommen werden. Daher forderte der Staatssekretär des Ministeriums des Innern S. B. Djesepki den Ochrangeneral Komissaroff auf, die Untersuchung bezüglich des mysteriösen Todes Ritzheners diskret einzuleiten. Nun — das war eine heiße Sache. Es bedurfte dazu vorerst der Erlaubnis des Zaren und der Zarin. Diese sollte sich Komissaroff auf dem Umwege über die bekannte Vertraute Alexandra Fjodorownas, Madame Wurnbowa, verschaffen.

Komissaroff weiß sehr gut, daß er in Durchführung des Auftrages mit sehr einflussreichen Personen, am Ende mit der Kaiserin selbst, in Konflikt geraten könne. Er begibt sich daher in die Berkowaja 2, wo Frau Wurnbowa ihre Appartements inne hatte. Während der diskreten

Aussprache bemerkt er eine kaum wahrnehmbare Bewegung hinter der Portiere, die dieses Zimmer von den übrigen Räumen trennt. Auch die Wirtin wendet öfters den Kopf in jene Richtung, was den General in der Annahme bestärkt, daß gelauscht werde. Er wiederholt nichtsfestwanger seine Bitte, die Bewilligung zur Untersuchung persönlich von der Zarin eingeholen. Da Platri der Vorhang in heftiger Bewegung auf: die Kaiserin erscheint. Sogleich mischen sich ihre Worte in das Gespräch. Ja, sie erlaube die Untersuchung. Aber die Nachforschungen seien streng geheim zu führen. Als der General um die Gnade bittet, die Kaiserin möge auch die Erlaubnis des Souveräns erlangen, schiebt sich ihr Gesicht in schmerzlicher Erregung rot. „Nervös gab sie mir zu verstehen (meint der General), daß sie über meine Betätigung beim Zaren sprechen werde. Als ich hinzufügt, daß Bielezki die Untersuchung angeordnet habe, unterbrach sie mich unwillig: wer sei denn Bielezki? Bielezki sei niemand und habe nichts anzuordnen... Dann befahl sie mir, daß ich am darauffolgenden Tage beim Zaren in Lubien: erfragen möge.“

Nikolaj II. erwartet den Schranachsel in der Tat am nächsten Tage im Privatempfangsalon. Er spricht ihn an: „General — ich beauftrage dich, das rätselhafte Verschwinden Lord Ritschener's aufzuklären, damit endlich diese peinlichen Schwärzereien bei Hofe aufhören...“

Komissaroff bätet nunmehr um die Erlaubnis, einen Einblick in die Akten zu nehmen, die sich auf die Mission und das Eintreffen des Engländers irgendwie beziehen könnten. Dies würde seine Aufgabe wesentlich erleichtern. Sein Ansuchen berührt den Alleinherrscher schädlich unangenehm. Der General schreit darüber:

„Er blicke zur Decke empor, trummelte mit den Fingern auf den Tisch — was bei ihm immer als ein Zeichen der Unzufriedenheit aufzufassen war. Ich kannte diese Geste von früher her und wiederholte meine Bitte nicht mehr...“

Es entsteht eine größere Pause. Der Zar schweigt beharrlich. Komissaroff bleibt nichts übrig, als sich zurückzuziehen. Knapp vor dem Abgehen legt ihm Nikolaj ans Herz, die Untersuchung vorichtig und recht geheim zu führen und das Ergebnis unmittelbar ihm oder der Zarin zu melden.

*

Es ist klar: der General weiß nun, daß die Fäden der Untersuchung direkt zum Hofe führen müssen. Als Mitwirkende von Ritschener's Mission konnten nur folgende Personen in Betracht gezogen werden: Das Kaiserthier, der Kriegs-, der Marineminister, der Minister des Auseren, eventuell noch Sir Williams, der Chef der britischen Militärmission in Petersburg. Eine äußerst gründliche Nachforschung überzeuget Komissaroff bald, daß selbst diese Persönlichkeiten der Mission Ritschener's ganz achtungslos gegenüberstanden hatten. Komissaroff beschließt, die

Nachrichten auf England auszudehnen. Ein geschickter, erfahrener Geheimagent wird mit dem Auftrage bedacht, der denn auch wirklich nach kurzer Zeit meldet: Niemand in London ahnte, daß Ritschener's Großkammern in geheimer Mission verlassen sollte. Selbst der Kaiserin des „Hampshire“ hätte das versiegelte Kuber mit der darin enthaltenen Marschrouten erst auf hoher See und zu bestimmter Zeit öffnen dürfen.

Damit waren sämtliche Annahmen, daß die Spur der Verschöderung nach England führe, von der Hand zu weisen. Der Agent erfährt aber auch, daß Nikolaj II. ein offizielles Telegramm über Ritschener's Ankomst erhalten habe, dessen Verschlüsselungsschlüssel nur der König von England und der Kaiserherzog der Russen kannten. Somit führte die Fährte in die allerunmittelbarste Umgebung des Zaren. Es hieß in dieser gefährlichen Höhe mit größter Vorsicht vorgehen. Nur eine zufällige Substitution oder die Zeit konnten hier mithelfen. Für die erste Eventualität kam speziell der mythische Bauer am Hofe in Betracht. Rasputin liebte die Weiber und den Schnaps — das gab gute Aussichten. Komissaroff läßt den Bajuschka durch einen Geheimagenten beobachten.

Zwei Wochen vergehen ganz erfolglos. Eines Abends gibt es wieder ein Duellgelage intimerer Natur, in welchem Kreise, wie es so oft von den Oberhäuptern des weiten Reiches Admiral Njloff und dem Obermundschenkel General Wolezloff — übrigens beide vertraute Freunde des Souveräns — veranstaltet wurde. Auch Rasputin nimmt daran teil. Dieser — obwohl ein gerächter Fehlschütze, der unendlich viel vertragen konnte — wird in vorgeschrittenerem Stadium gesprächig und bemerkt nicht ohne wichtigen Erfolg, daß er dem Zaren das Trinken für einen Monat verboten habe. Wieso, warum? Nun — sehr einfach: der Zar trinke gerne, vertrage nichts und — da plappere er allerhand aus. So habe er gelegentlich der letzten Fehlschütze dem General Wolezloff erzählt, daß das russische Heer organisiert werden müsse, er sich von König Georg dem Lord Ritschener ausbezogen und gerade ein Telegramm erhalten habe, welches die Ankomst des großen Mannes anzeige. Durch Wolezloff erfuhr es erst die Zarin. Auf höchste empört, hätte sie nun ihn, ihren Beichtvater und Berater, gebeten, dem Zaren ins Gewissen zu reden und ihm den Alkoholgenuss im Namen Gottes für eine Zeit zu verbieten... *

Komissaroff sah nun nach diesem Becht seines Agenten mitten in der Spur.

Alles übrige war jetzt mit Bechtigkeit herauszubekommen. Bald ergab es sich, daß — am Tage nach dem Trindgelage des Kaisers mit seinem Mundschenkel Wolezloff — dieser von dem Fürsten M. M. A. besucht worden war. Dieser Mensch stammte von einer georgischen Familie ab und bewegte sich bei Hofe aus und ein, ohne

irgend welches Amt zu bekleiden. Kannte, wie so viele Schmarotzer am russischen Hofe, alle einflussreichen Männer und Frauen, stand mit Ministern und hohen Militärs in vertrautem Umgang und war immer bei Geld. Dieses floß wie von selbst in seine Taschen. Fürst M. W. A. betrieb eine höchst noble Art von Stellenvermittlung. Seine hohen Beziehungen gestatteten ihm, alle Ehrgeizigen und Stellungsjagenden „gegen Kassa“ zu befriedigen. Als der Krieg ausbrach und man seine Wünsche nicht mehr so in den Vordergrund stellen konnte, vielleicht auch seiner ewigen „Fürsprache“ müde geworden war, er fand er eine höchst originelle und in ihrer Einfachheit verblüffende Idee, die Quellen seines Goldzuflusses unentwegt im Fluß zu erhalten. Viele suchten ihn noch auf und der Abenteuerer

sprach in Gegenwart der Wittsteller hohe Würdenträger per Telephon an, ja veräußerte es nicht, den Petenten eine Muschel jovial in die Hand und aus Ohr zu drücken. Entzückt über die günstige Beantwortung des Gesuches, die Zusicherung des Advancements usw., mit Bewunderung für den vor ihnen stehenden mächtigen Fürsprecher bis an den Hals voll, entfernten sie sich mit tiefen, dankbaren Rücklingen, nicht ohne einen stattlichen Betrag am Schreibisch zu hinterlegen. Denn die naive russische Wittstellerseele war außerstande zu erraten, daß die Fortsetzung des Telephonraubes nur bis in die fürstliche Küche reichte und an jenem Ende ein gutabgerichteter Lakai hing, der die gnädigen, glückserregenden „Erledigungen“ in die Kontermuschel schwingen ließ.

Schritt für Schritt gelingt es Komissaroff auch zu erfahren, daß Fürst M. W. A. zu jener Zeit viel mit Baron Rotguss verkehrt hatte, der wegen Spionage justifiziert worden war; mit Baron Zenatti, der desselben Delikts wegen eine lebenslängliche Haft abbüßte; mit Swedoff, einem berüchtigten Lumpenkerl, der als russischer Offizier in einem Militärspital untergebracht war. Dieser Mann war gerade zur Zeit, als das Gespräch zwischen General Woleffoff und dem Fürsten stattfand, nach Stockholm gerückt. Nun hatte man den Schlüssel und mußte nur aufsperrn: in Stockholm erfuhren die Geheimagenten, daß Swedoff den Führer der deutschen Mission in Stockholm, Herrn von Lucius, aufgesucht hätte. Damit war aber das Schicksal des „Hamphire“ endgültig besiegelt gewesen.

Der verhaftete Swedoff leugnete anfangs. Als man ihm aber einige unscheinbare, zerstückte Papierstreifen vorwies, die im Drucksipital neben seinem Bett im Nachtlächchen aufgefunden worden waren und beim Zusammenfügen unzweifelhaft Notizen über Kitcheners Reise darstellten, ließ er sich zu einem Geständnis bewegen. Man hatte endlich einen Sündenbock! Er wurde kriegsgerichtlich zum Tode durch den Strang verurteilt, doch hätte man sich bei der Verhandlung den Namen des Fürsten auch nur zu erwähnen. Un-

vermeidlich wäre es geworden, dann auch den Träger der Krone in den Rahmen der peinlichen Angelegenheit zu zwingen, was einfach als Unmöglichkeit erscheinen mußte.

„Als ich somit meine Mission beendet hatte,“ schreibt Komissaroff, „melde ich mich bei Hofe in Audienz. Der Zar war gerade an der Front. Es empfing mich die Zarin. Alexandra Fjodorowna erschien mißgestimmt, übernahm nervös meinen Bericht. Dann starrte sie lange wortlos vor sich hin, um endlich nur so viel zu sagen: „Die Angelegenheit ist damit beendet. Bewahren Sie darüber das größte Stillschweigen.““

Komissaroff bittet die hohe Frau noch um die Erlaubnis, einen schriftlichen Bericht über das Resultat seiner Untersuchung an den Souverän senden zu dürfen. Die Kaiserin antwortete ihm, sie würde sich das überlegen und ihm den Bescheid zukommen lassen.

„Nie aber ist eine Antwort der Kaiserin, nie mehr ein einziges Wort über diese Angelegenheit an mich herabgelangt.“

*

Es sei jedem überlassen, sein Urteil über diese bedauerenswerte Mutter und Gattin nach eigenem abzuändern. Ein halbes Leben lang für den tranken Sohn und die Ehe des trunksüchtigen, charaktersschwachen Gatten zittern zu müssen, im Bewußtsein, in diesem Menschenozean an erster Stelle zu stehen und damit dem Mißtrauen, dem Chauvinismus die weitesten Angriffsflächen schutzlos preiszugeben — dies mag leichtfin zu krankhafter Melancholie, zu überspannter Bigotterie führen. Zweifellos aber ist es Pflicht der Nachwelt, den Schmutz der Verleumdungen von einer herben Frau zu heben, die mit den hellen Augen einer deutschen Prinzessin gegen das

winterliche Märchenschloß an der Newa auszog, um späterhin mit trübem Blick und leidvoll zusammengelassenen Lippen schweigend zu versterben in Haß und Tod. —

S. Flaj-Dubau.

„In solcher Nacht wie diese ...“

Von **

Um jeder Enttäuschung vorzubeugen: Es handelt sich hier nicht um jene zauberhafte Nacht in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“, nicht um die artige Jessica, noch um ihren ausgelassenen Liebsten, sondern um eine ganz prosaische, wenn auch äußerst bewegte Nacht, die die britische Grand Fleet — so genannt zum Unterschiede von der bescheideneren deutschen Hochseeflotte — in den ersten Kriegstagen in Scapa Flow erlebte. Damit diese Nacht recht plastisch vor Augen tritt, kann über die folgende trockene Einleitung nicht übergangen werden.

Von der nördlichen Küste Schottlands über die Orkney-, Shetland- und Farber-Inseln bis nach Island, und in der eisfreien Zeit über den Polarkreis hinaus zog sich im Weltkrieg die Sperre, an der vier lange Jahre ununterbrochen bei Tag und bei Nacht die Einheiten der britischen Blockadeflotte auf und ab patrouillierten, um uns jede Zufuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen abzuschneiden. Von hier erfolgte langsam aber sicher die Erstarrung der Mittelmeerde, hier lag sozusagen die Strangulationsmarke — jener bei Erhängten und Erhängten sichtbare rote Streifen am Hals — hier lag die Schlüsselstellung der feindlichen Flotte, die chinesische

Mauer, die uns von der großen Welt abschloß, das Passpartout, ohne dessen Besitz die deutsche Handelsflotte es nicht wagen konnte, ins freie Meer einzudringen. Alle Schiffe, die in die Nordsee ein- und ausfahren wollten, waren gezwungen, die Blockadeflotte zu passieren. Wäre es auch dem einen oder dem anderen Schiffe gelungen, in einer der langen Winternächte die Blockadeflotte zu durchbrechen, so hätte es zu seiner Überraschung bei Tagesanbruch eine zweite Sperre vor sich gesehen, die je nach der Länge der Nächte in den verschiedenen Jahreszeiten auf einer solchen Entfernung von der ersten Sperre aufgestellt war, daß mit wenigen Ausnahmen alle nächtlichen Blockadebrecher hier aufgefangen wurden. Das Rückgrad dieser Blockadeflotte war die britische Flottenbasis in den Orkneyinseln.

Die nördlichen, um Island liegenden Gewässer des Blockadegbietes sind uns durch Pierre Lotis „Islandfischer“ vertraut geworden. Dieses kleine, aber herzerquickende Epos malt uns das weite, durch die Wut rasender Stürme aufgepeitschte oder wie eine dunstige Ebene daliegende Meer jener Gegenden mit so tiefem künstlerischem Empfinden, daß auch die, die die Halbämmerung nördlicher Hochsommernächte nie zu sehen bekamen, die nie „das große Weiserauge“, — die Sonne —, nie das bleiche, bleiche Licht, das keinem anderen Lichte ähnlich ist, kennen lernten, ein düster-schönes Gemälde vor Augen haben, so naturgetreu, wie es selbst die Griechen Peugis

und Parrhasius, deren Bilder Vögel und Menschen zu täuschen vermochten, nicht besser hätten malen können.

Fährt man von Island 400 Kilometer in südöstlicher Richtung, dann heben sich die Farber über dem Horizont auf — 21 Eilande, die lotrecht aus dem Wasser auftauchenden Felsenzinnen gleichen, an deren wildzerklüfteten Ufern eine tosende Brandung rauscht. Fahren wir noch 300 Kilometer in der gleichen Richtung weiter und lassen wir, etwa in einer Winternacht unter dem flackernden und flammenden Lichtbogen eines Polarlichtes, 117 nackte und felsige Inseln an unsern Geist vorüberziehen, so haben wir ein Bild der Shetlandsinseln vor uns, und weiter südlich, von den Shetlandsinseln durch ein 80 Kilometer weites Meer getrennt, stoßen wir schließlich auf 67 größere und kleinere Eilande. Das sind die Orkneyinseln. Im südlichsten Teil derselben, von Inseln eingeschlossen und vom schottischen Festland durch die 10 Kilometer breite Pentlandstraße (Pentland Firth) getrennt, liegt die geräumige Bucht von Scapa Flow.

Scapa Flow! Eine Generation deutscher Vergangenheit und Zukunft liegt dort am Meeresgrunde . . . Welch ein Leben mag da geherrscht haben, als die Bucht mit 30 Dreadnoughts und Schlachtkreuzern und den ungeheuren Tross von Kreuzern, Torpedoboote, Kohlen- und Transportschiffen und allerlei anderen Fahrzeugen gefüllt war! Man denke sich nur die imposante Bewegung, wenn diese Riesenslotte — ungefähr 100 Einheiten — in See ging oder von ihren Kreuzungen heimkehrte! Wenn nach diesen, besonders in den ersten Kriegsjahren sehr häufigen Kreuzungen die müden Bemannungen Wasser und Lebensmittel, Munition und Kohlen einschiffen mußten oder Lanzierübungen bei Tag und bei Nacht auf dem im nördlichen Teile der Bucht gelegenen und allen modernen Anforderungen entsprechenden Torpedoschießplatz vorzunehmen hatten!

Das blaue Wasser des Golfstromes schlängelt sich längs aller Orkneyinseln und heizt sie aus dem großen Wärmereservoir der mexikanischen Gewässer, so daß selbst im kältesten Monat Februar die Temperatur nur selten unter dem Gefrierpunkt sinkt. — Wir wollen damit nicht sagen, daß sich die Grand Fleet in dem sonst

recht oben Scapa wohl fühlte. Und sicher schon gar nicht. Wenigstens am Anfang des Krieges war das so. Die jedes Maß überschreitende Achtung britischer Admirale vor deutschem Können mutete der deutschen Flotte Dinge zu, die diese bei bestem Willen nicht konnte. Die Engländer waren ganz starr vor Erstaunen, daß die deutschen Flottillen und U-Boote nicht nach Scapa kamen. Der Gedanke, daß das der Fall sein könnte, war die Ursache so mancher schlaflosen Nächte in der Grand Fleet. Der englische Flottenführer, Admiral Viscount Jellicoe of Scapa, fühlte sich in seiner Flottenbasis so unsicher, daß er manches Mal schleunigst mit der Flotte in See ging und lieber in der Nordsee auf und ab kreuzte, als sich in Scapa unbeweglich submarinen Angriffen auszusetzen. Das ist nicht etwa frei erfunden. Jedem ist die Möglichkeit gegeben, diese Tatsache in dem im Jänner 1919 erschienenen Werke „The Grand Fleet 1914 — 1916“ By Admiral Viscount Jellicoe of Scapa“ zu lesen.

Scapa Flow war 450 Seemeilen (740 Kilometer) von der deutschen Flottenbasis entfernt. Diese Entfernung allein, die jener von Pola nach Korfu entspricht, sicherte die englische Flottenbasis gegen den Angriff deutscher Torpedoboote (Destroyers). Abgesehen davon, daß Torpedoboote nur kurz die See zu halten vermögen (Aktionsradius!), lag die englische Flotte bekanntlich, noch bevor der Krieg erklärt wurde, vollständig versammelt und „ganz zufällig“ fertig mobilisiert in ihrer Flottenbasis. In der englischen Diplomatie herrschte Ordnung. Dort hielt man die Augen offen, man hielt die Ohren offen — und man hielt den Mund geschlossen. Ein überraschender Angriff war daher ausgeschlossen. Herankommende deutsche Torpedoboote wären daher höchstwahrscheinlich noch bei Tage von britischen Kreuzern in See in Empfang genommen, verfolgt und vernichtet worden. Auch ein U-Bootsangriff auf Scapa wäre eine so ganz eigene Sache gewesen. Scapa Flow besitzt Naturhindernisse, die von unter Wasser fahrenden Menschen nicht leicht bewältigt werden können: Das sind die Meeresströmungen. In einer Seekarte, die dem Buche Admiral Jellicoes auf Seite 46 beigegeben ist, sind Ströme von 4 bis 8 und 10 Knoten verzeichnet. Und auf Seite 208 sagt der englische Admiral: „... besonders zur Zeit der Springfluten, wenn die Strömung 10 Knoten (das sind etwa 18 Kilometer in der Stunde) erreicht, wurden oft Schiffe, die aus dem Stillwasser beim Runden der Svoona-Insel mit dem Bug in die Strömung gerieten, wenn die Schiffskommandanten nicht ihrem Steuer die größte Aufmerksamkeit widmeten — und selbst manchmal trotz aller Aufmerksamkeit — von der Strömung gepackt und 8, 12 ja selbst 16 Striche (16 Striche sind 180 Grade) aus dem Kurse gerissen. Diese Schiffe wurden den ihnen folgenden gefährlich, da sie zur Zeit völlig manövrierunfähig waren: Eine solche Situation in einer dunklen Nacht, mit einer großen Flotte, die ohne Licht fuhr, war nicht angenehm (was not pleasant) und es spricht Bände für die Geschicklichkeit der Kapitäne, daß sich aus dieser Ursache niemals ein Unfall ereignete.“

Wie wir sehen, war die Führung einer großen Flotte in diesen Gewässern keine Kleinigkeit. Jeder Verlust eines vollwertigen Dreadnoughts kam einer Verklümmelung Englands gleich und brachte Albions See- und Welt Herrschaft ins Wanken. Die ungeheure seelische Belastung und die Verantwortung des britischen Flottenführers mag daraus ersehen werden. Immerhin haben die Schiffe Augen, die ober Wasser sehen können. Ein U-Boot in der Pentlandstraße hätte aber nur gelaucht fahren können. Hätte das U-Boot sein Periscope auch nur wenige Minuten — und damit war es nicht getan — aus dem Wasser

gesteckt, um sich zu orientieren, es wäre sehr bald von den zahllos hier kreuzenden Wachfahrzeugen gerammt oder von den Küstenbatterien in den Grund geschossen worden. Man denke sich bloß ein solches U-Boot unter Wasser in eine Strömung hinein, die mehr als doppelt so stark ist, als die bei Hochwasser vor unseren Augen vorüberflutende Mar: Jeder, sei er nun U-Bootskommandant im Ruhestande oder Nationalrat in vollster Aktivität, würde, wenn ihn ein Traumschiff in ein solches U-Boot tief unter Wasser, mitten unter spitze und zackige Klippen, die es nicht sieht, hineinversetzte, erschreckt und im Schweiße triefend vom Schlafe aufwachen und den Aufbruch noch lange nachher fühlen.

Und doch: Manche U-Bootsbesatzungen, die heute still und vergessen am Meeresgrunde ruhen, waren in noch gefährlicheren Situationen.

Wer uns bisher geduldig gefolgt ist, wird sich nun gut in dem inselumschlungenen Scapa Flow zurechtfinden und beurteilen können, in wie weit die in ihrer Flottenbasis verankerte Grand Fleet, von submarinen Angriffen gefährdet war.

Und nun kommen wir zu unserer Nacht.

Sie war am 14. September 1914. Punkt 6 Uhr p. m. eröffnete plötzlich der Kreuzer „Hammouth“, zur Überraschung der in Scapa verankerten Grand Fleet, das Feuer auf ein Objekt und meldete gleichzeitig dem Kommandierenden, er schieße auf ein feindliches Periscope, das sich mitten in der Bucht befände. Das Schlachtschiff „Vanguard“ folgte diesem Beispiel. Dann nahm ein Destroyer an der Batterie teil. Kurz: es kam zur ersten Aktion der Grand Fleet im Weltkriege.

Es folgten Signalbefehle auf Signalbefehle: Alle Schiffe hatten sich Dampf- und Seelark zu machen, das erste Kreuzergeschwader — es war dampfbereit — mußte die Anker lichten, in der Bucht auf und ab kreuzen und das U-Boot unter Wasser halten. Alle kleinen Fahrzeuge erhielten den Befehl mit voller Kraft vor den Schlachtschiffen auf und ab zu dampfen, das U-Boot zu verwirren und beim Anfluchen zu rammen. Kohlenschiffen und Transportdampfern wurde anbefohlen, vor den Schlachtschiffen zu anlern und sie mit ihrem lebenden Werk gegen Torpedoschiffe zu decken. Die außerhalb der Schlachtflotte verbliebenen Einheiten mußten ihre Scheinwerfer betätigen, um damit das U-Boot zu lokalisieren und zu lokalisieren.

Wie wir sehen, ging es in Scapa Flow sehr lebhaft zu. So lebendig dürfte kaum je ein anderer Hafen dieser Welt ausgehen haben. Was hier in wenigen Worten angedeutet erscheint, enthält nämlich eine ganz ungeheure Bewegung.

Als diese Bewegung am Kulminationspunkte angelangt war, meldete der Kreuzer „Drake“ das Sichten eines U-Bootes. Die Meldung des „Drake“ platzte wie eine Bombe mitten in die Grand Fleet. Kein Zweifel: Scapa Flow war eine Brutstätte feindlicher U-Boote geworden. Wie die Pilze nach einem Sommerregen schossen sie aus dem Wasser heraus. Und die Nacht wurde dunkel.

Die Grand Fleet erhielt den Befehl, sobald dampfklar, die Anker zu lichten und divisionsweise in See zu ziehen. Um 9 Uhr setzte sich die Flotte in Bewegung. Das Wetter wurde immer dicker und unsichtbarer: Das Hinausmanövrieren der Schlachtschiffe war daher mit großen Schwierigkeiten verbunden. Um 11 Uhr, gerade als die Flotte die Pentland Skerries (schottisch: Schären, Riffe) freigehtampft hatte, kam, um allen die Krone aufzusetzen, ein dichter Nebel herangezogen und setzte jedem Schiffe eine Larnlampe auf.

Es gibt Situationen im Seemannsleben, die so mächtig auf das Nervensystem wirken, daß wenige Stunden den menschlichen Organismus

oft stärker unterminieren, als eine langjährige, angestrengte Tätigkeit am Lande.

Stellen wir uns eine Stadt vor, die sich ohne alle Lichter in einer dunklen Nacht plötzlich in Bewegung setzen müßte. . . Ein Dreadnought, etwa ein Häuserkomplex von 250 Schritten Länge und einem Gewichte von 25.000 Tonnen. . . Zwei Duzend solcher Kolosse hintereinander. . . Sechs Duzend größerer und kleinerer rechts und links davon. . . Alle diese gigantischen Hölle-tiere durch eine Strömung geführt, die so stark ist, daß sie, bei der geringsten Unachtsamkeit der Führer, diese Ungetüme umzureißen und gegeneinander zu richten vermag. . . Stellen wir uns vor, daß alle diese Massen, die, um manövrierfähig zu bleiben, eine Geschwindigkeit von etwa 20 Kilometer in der Stunde einhalten müssen, plötzlich in einem dichten Nebel gefüllt werden, so haben wir ein Bild der Grand Fleet vor uns, wie sie in jener Nacht in den dicken, weißen und nassen Nebel hineindampft, in dem ein Schiff das andere nicht mehr sieht und sich nur an den verwischten, in der Luft schwimmenden schwachen Lichtflecken anklammert, den der achtere Scheinwerfer seines Vordermannes ihm entgegenwirft.

Wer solche Nacht erlebt hat, wird sie nicht vergessen. . .

„In solcher Nacht
„Schlüpft“ überm Thauc Thisse furchtsam hin
Und sah des Bömen Schatten eif als ihn
Und ließ erschrocken wog.“

Das sei kein Spott. Andere hätten es auch nicht anders machen können.

Scapa Flow war leer geworden. Aber das dunkle, neblige Wasser flühen die Scheinwerfer kleiner, suchender Fahrzeuge. Sie flühen und suchen vergebens. Spätere Untersuchungen ergaben, daß die von mehreren Schiffen gesichteten Periskope Schatten waren — Sinnestäuschungen, ansehnend und falsch wie des „Verrücktes Zungen“.

Die Versenkung des „Leonardo da Vinci“.

Neue Enthüllungen.

E. Rom, 27. März.

Die Enthüllungen über den Untergang des Schlachtschiffes „Leonardo da Vinci“ und die Expedition gegen das österreichische Konsulat in Zürich, die dem italienischen Spionagedienst die Geheimakte der österreichischen Nachrichtenstelle in die Hände spielen sollte, mehren sich von Tag zu Tag und erwecken im italienischen Publikum das größte Interesse und die leidenschaftlichsten Kommentare. Wer den Anschlag gegen den „Leonardo“ ausführte, bleibt aber auch heute noch ein Geheimnis. Wie berichtet, scheint der Ingenieur Santoro die Hauptrolle in der Organisation des Attentates übernommen zu haben, aber ein entscheidendes Dokument, das seine Schuld an den Tag bringen sollte, ist, wie berichtet, auf geheimnisvolle Weise verschwunden.

Die Expedition gegen das Konsulat

hat mehrere Personen in den Vordergrund des Interesses gerückt. An der Expedition nahmen vier Personen teil, darunter zwei Ireidentisten, der Ing. Capelletti und der Mechaniker Bronzini, beide Triestiner. Die Durchbohrung der Kassa wurde dem Mechaniker Papini anvertraut, während ein gewisser Tanzini Wache hielt. In der Fastnacht des Februar 1917 wurde die lange vorbereitete Expedition durchgeführt. In vier Handkoffern wurden alle vorgefundenen Dokumente verpackt, während das vorgefundene Geld und die Schmuckgegenstände von besonders hohem Werte von Papini und dem Advokaten Vini zum Verschwinden gebracht wurden. Vom Konsulat begaben sich die Einbrecher direkt zum Bahnhof, wo sie mit dem Frühzug nach Bern abfuhren. Hier verwickelt sich die Geschichte. Tanzini behauptet nämlich, durch drei Tage und drei Nächte beim italienischen Konsulat in Bern an der Ordnung der Dokumente mitgearbeitet zu haben, welche Behauptung aber vom Ing. Capelletti entschieden in Abrede gestellt wird. Tanzini behauptet weiter, den Brief des Ing. Santoro an den Korvettenkapitän Mayer, dem Leiter der österreichischen Nachrichtenstelle in Zürich, gelesen zu haben, während Capelletti seinerseits behauptet, daß keiner der Einbrecher in die Dokumente Einblick nahm. Aufschluß in dieser höchst verwickelten Affäre kann nur eine Person geben, und zwar

Korvettenkapitän Rudolf Mayer,

der die Dokumente genau kannte und auch heute noch in der Lage sein muß, auf Grund seiner Erinnerungen die ganze Affäre ins richtige Licht zu stellen. Bis nicht Korvettenkapitän Mayer, der heute nicht mehr aus Schweigen gebunden ist, gesprochen haben wird — man glaubt hier, daß er sich nach Graz, Wien oder München zurückgezogen habe — wird der Untergang des „Leonardo“ ein Geheimnis bleiben. Die österreichische Nachrichtenstelle in Zürich, erfährt man aus diesen Erklärungen der Einbrecher, arbeitete so perfekt, daß der österreichische Informator in Italien, Ing. Leo Fall bereits eine phantastische Person geworden ist. Leo Fall hatte sich während des Krieges als einfacher Arbeiter in die Marinewerften von Spezia aufnehmen lassen. Von hier aus unterhielt er einen regen Briefverkehr mit Korvettenkapitän Mayer, und als die italienische

Polizei ihn verhaften wollte, war er spurlos verschwunden.

Heute liegen

Erklärungen des Admirals Milla

vor, der ein sehr abfälliges Urteil über Santoro abgibt, den er einen überaus intelligenten, aber auch intriganten Menschen nennt. Santoro hatte Beziehungen zum italienischen Marineministerium und holte sich dort die besten Informationen, die er dann dem Feinde übermittelte. Die Advokaten des Vincenzi, der die Anzeige erstattete, polemisieren heute in recht scharfem Ton gegen die Stefani-Agentur, die für die Admirale Long und Grafen Monaco die Longano eingetreten ist. Das Marineministerium, behaupteten die Advokaten, habe sehr schlecht getan, im Wege der Stefani für die zwei Admirale Stellung zu nehmen, denn gegen sie sei eine Anzeige auf Fälschung von Dokumenten eingebracht worden. Darüber könne nur ein kompetentes Gericht entscheiden. Graf Monaco die Longano sei aber außerdem im Brief Santoros an Mayer genannt, was immerhin, wenn der Brief existiert, ein schlechtes Licht auf den Admiral werfe.

Über

die zweite geheimnisvolle Bande,

die in Italien während des Krieges operierte, bringt das Mittagsblatt „Serenio“ folgende Informationen: In Lugano hatte nach Kriegsausbruch Friedrich M. v. Lambrach, seinerzeit römischer Korrespondent des „Uz“ (Uz), der vor etwa zwanzig Jahren in Italien gelebt hatte, sich niedergelassen.

Im April des Jahres 1916 schloß er mit Kapitän Mayer enge Freundschaft. Lama war es auch, der den österreichischen Grafen Friedrich Colloredo-Mels Mayer zuführte. Lama gewann für den Spionage- und Sabotagedienst in Italien den Reichsdeutschen Richard Burner, der mit dem berüchtigten Jng. Fall die Operation der Versenkung des „Leonardo“ zu Ende führte. Lama wurde nach dem Einbruchsdiebstahl in Zürich von den Schweizer Behörden verhaftet. Sein weiteres Schicksal ist aber unbekannt geblieben. Gegen Burner und von Lama ist heute noch — es sind acht Jahre seither verstrichen — eine gerichtliche Untersuchung beim Landesgericht in Rom anhängig. Auch gegen Colloredo wurde die Anklage auf Sabotage und Spionage erhoben.

Advokat Vini, der Werte im Bunde der Einbrecherbande in Zürich, hat Journalisten interessante Erklärungen abgegeben. Vini war während des Krieges italienischer Konfident, unterhielt aber gleichzeitig auch Beziehungen zum Norvettenkapitän Mayer. In italienischen Kreisen in Zürich schenkte man ihm nicht viel Vertrauen. Vini spielte eben ein Doppelspiel, was bei solchen Dienstleistungen nicht selten der Fall ist. Advokat Vini berichtet nun von einem Gespräch mit Mayer, in dem dieser sich geäußert haben soll, man müsse sich übergläublich schämen, wenn unter 20 Spionen einer wirklich gut ist. Man wird zwar von 19 an der Nase herumgeführt, aber der zwanzigste stelle das Gleichgewicht wieder her. Vini ist der Ansicht, daß der Leiter der Expedition gegen „Leonardo da Vinci“ nie und nimmer werde identifiziert werden können. Santoro klagt er an, im Dienst Österreichs gestanden, die Lagerhäuser in Genua mit anderen Genossen in Brand gesetzt zu haben und eine Riesenerplosion bei der waggontweije Munition in die Luft gesprengt wurde, verursacht zu haben.

Die Versenkung des „Leonardo da Vinci“

Eine Unterredung mit Kapitän Mayer.

Graz, 30. März.

Einer unserer Redakteure suchte den in der Angelegenheit der Versenkung des Schlagschiffes „Leonardo da Vinci“ von der italienischen Presse vielgenannten Vinienschiffskapitän Rudolf Mayer auf, um mit ihm darüber Rücksprache zu pflegen. Kapitän Mayer, der seit einigen Jahren in der nächsten Umgebung unserer Stadt seinen Wohnsitz hat, lehnte es ab, die von der italienischen Presse erwarteten wesentlichen Aufschlüsse über die Versenkung des „Leonardo da Vinci“ zu geben.

Da die Authentizität der aus der Konsulatskasse in Zürich gestohlenen Dokumente bezweifelt worden sein soll, hatte Kapitän Mayer schon lange erwartet, daß die interessierten Kreise in Rom von ihm darüber Aufklärung verlangen. In kategorischer Weise erklärte der Befragte, daß die Nachricht, hohe Persönlichkeiten, so unter andern der Admiral Conz und der Stützadjutant des Königs, Graf Monaco di Longano, seien in die Affäre verwickelt, keineswegs den Tatsachen entspricht. Mit dem Einbruch in die Konsulatskasse in Zürich habe man nach der Ansicht des Kapitän Mayer nicht den auf italienischer Seite gewünschten Erfolg erzielt, weil ein großer Teil der geschäftlichen Angelegenheiten auf mündlichem Wege erledigt wurde. Besonders über Geheimnissen führte Kapitän Mayer private Aufzeichnungen, die er stets bei sich trug und die keinem anderen Menschen zugänglich waren.

Auf die Frage des Redakteurs, wer die Person des Ingenieurs Fall gewesen sei, bemerkte Kapitän Mayer, daß er darüber keine Auskunft geben könne. Die Nachricht, daß Ingenieur Santoro die Hauptrolle in der Organisation des Attentates übernommen habe, bezeichnete er ebenfalls als unwahr; ebenso sei der oft genannte Vincenzi mehr zufällig in die Sache verwickelt worden. Kapitän Mayer hat vielmehr schon im April 1916 erkannt, daß Vincenzi ein italienischer Emissär war, ebenso wie der Advokat Vini, die ihre Instruktionen von Rom aus erhalten haben. Man konnte dies leicht feststellen, da Vini Angaben über Sachen gemacht hat, die nur dem Vincenzi bekannt waren.

Auf eine weitere Frage, ob er ein Schreiben von Santoro erhalten habe, in dem der Name des Admirals Grafen Monaco di Longano erwähnt sein soll, erwiderte Kapitän Mayer, daß ihm der Empfang eines solchen Briefes nicht in Erinnerung sei. An den zahlreichen Bränden und Explosionen, bei denen Munition waggonweise in die Luft flog, sei Santoro nicht beteiligt gewesen.

Am Schluß der Unterredung bemerkte Kapitän Mayer, daß beim Einbruch in die Konsulatskasse in Zürich außer den Dokumenten und Briefschaften auch Staats- und Privatgelder, wie auch Schmuck von den italienischen Emissären gestohlen wurden. Wenn auch der Diebstahl von Aktien aus politischen Gründen erklärlich ist, so sei es doch unverständlich, daß die verantwortlichen Leiter und Veranstalter des Unternehmens gegen die Konsulatskasse die entwendeten Gelder den Geschädigten nicht zurückgestellt haben. Wie Kapitän Mayer mitteilt, wurde ihm später nur ein Teil des geraubten Schmuckes rückerstattet, während seine Privatgelder und jene seines ersten Beamten bis heute noch immer in fremdem Besitz sind.

Der Verrat von Carzano.

Die „Tagespost“ hat in mehreren Aufsätzen den Verrat von Carzano nach der Broschüre des Dr. Pivlo geschildert. Nun erhielten wir von einem hohen Offizier der alten Armee eine authentische Darstellung, die den Verrat Pivlos historisch beleuchtet.

Der Gymnasialprofessor aus Marburg a. d. Drau, Dr. Ludwig Pivlo, benützte als Oberleutnant und Kompaniekommandant im bh. Baon. V/1 einen Operationsstillstand im Sommer 1917 dazu, die Verbindung mit den gegenüberliegenden Italienern in der Val Sugana durch einen tschechischen Unteroffizier anzuknüpfen. In seinem Truppenkörper gewann er als Genosse seines verbrecherischen Planes vier junge Offiziere und einige Mannschaften, die ausschließlich der tschechischen Nationalität angehörten. Es hieß dem Manne zu viel Ehre antun, wollte man den ganzen Werdegang des Verrates neuerlich darstellen, sorgt doch Pivlo selbst durch Herausgabe verschiedener Broschüren dafür, die Erinnerung seiner Konnationalen über sein als Offizier, Staatsbeamter und Jugendbildner gleich verbrecherisches Treiben wachzuhalten. Da aber Pivlo die Tatsachen nicht genügen, um seine Tat in das ihm entsprechende „bewundernswürdige“ Licht zu setzen, greift er zur Unwahrheit.

Um seinen Charakter ganz zu erkennen, ist noch zu erwähnen, daß Pivlo 14 Tage vor dem Gefecht von Carzano vom Kaiser persönlich mit der Eisernen Krone 3. Klasse dekoriert wurde, eine Auszeichnung, die zu jener Zeit für einen Oberleutnant eine besonders hohe genannt werden muß, um so mehr, wenn man sich vergegenwärtigt, wie damals eine persönliche Dekoration durch den Kaiser gewertet wurde.

Nur die wichtigsten Momente des planmäßigen Verrates seien im nachfolgenden angeführt: Man fand bei den gefangenen italienischen Offizieren Skizzen bis in das kleinste Detail von der Front bis etwa 9 Kilometer dahinter, sowie photographisch vom italienischen Generalstab hergestellte Reproduktionen unserer als „streng reservat“ herausgegebenen Pläne; das der Einbruchsstelle vorgelagerte elektrische Drahthindernis war durch einen Sabotageakt unbrauchbar gemacht; die Mannschaften und Feldwachen, deren telephonische Verbindung mit der Hauptstellung unterbrochen wurde, waren durch mit Opium verfechte Zigaretten und Rum in einen Dämmerzustand versetzt; den Maschinengewehren, die die Einbruchsstelle vollständig bestrichen, war die vorgeschriebene Munitionsdotierung wesentlich vermindert; durch die Deponierung der Handgranaten und Leuchtmittel wurde deren Gebrauchnahme bedeutend erschwert.

Alle diese Maßnahmen wurden unmittelbar vor dem Gefecht durchgeführt. Als Zeitpunkt der Aktion wurde jener gewählt, in dem der schneidige und energische Bataillonskommandant Oberstleutnant Vidale beurlaubt war. Endlich dienten die Verschwörer den italienischen Angriffskolonnen als Führer in unsere Stellungen und erleichterten ihnen durch Zuspruch an unsere vorgeschobenen Feldwachen, daß Gegenwehr nutzlos sei, die Gefangennahme derselben. Für den Angriff hatten die Italiener zum Zweck der Überraschung die Angriffsgruppen mit Bahn und Auto herangeführt und elf Bataillone bereitgestellt. Aus den aufgefundenen Plänen ist ersichtlich, daß die Italiener im abschnittweisen Vorgehen und Auf-

vollen der Front die Wegnahme unserer schweren Artillerie im Raume von Borgo als nächstes Ziel hatten, wodurch ihnen der Weg nach Trient nahezu offen gestanden wäre. Es ist nicht auszumalen, in welche Situation die auf dem Plateau von Folgaria-Lavarone und im Etschtal stehenden österreichisch-ungarischen Korps beim Gelingen des italienischen Angriffes gekommen wären! Die Italiener und die Verräter hatten wohl alles bedacht und gut vorbereitet, jedoch Widerstandskraft, Elan, Initiative von Mann und Offizier der österreichisch-ungarischen Truppen nicht berücksichtigt. So kam es, daß der groß angelegte Verrat trotz aller gründlichen Vorbereitung, Übermacht und Überraschung zu einer vernichtenden Niederlage der Italiener führte.

Dem Brigadier der angegriffenen Front, Oberst des Generalstabes Günster, dessen Abschnitt sich von 430 Meter bis 2200 Meter Höhe über eine Entfernung von 9 Kilometer erstreckte, stand nur eine kleine Reserve zur Verfügung, die über zwei Stunden Weges vom Kampfsplatz auf dem Monte Civaron untergebracht war. Aber es waren eben „59er“, Salzburger! — In Anbetracht dieser geringfügigen Reserve wurde vom Brigadier zusammengerafft und eingesetzt, was nur irgendwie entbehrlich und rasch zur Hand war: aus südlicher Richtung gingen eine Handvoll oberösterreichische Jungschützen und ebensoviel Bosnier vor. Von Borgo (Eisböden) stießen, wie erwähnt, die 59er vor, verstärkt durch die in diesem Ort gesammelten Mannschaften von dort untergebrachten Truppentrains und anderen nicht lombardianen Formationen. Aus westlicher Richtung hielten eine halbe Tiroler Standschützenkompanie und ein Zug Bosnier (zusammen 75 Mann) die Feinde auf, von Nordwesten her griff eine halbe Kompanie 51er ein und von Norden machten die Deutschmeister mit wenig Kräften einen Vorstoß. Dieser konzentrische, aus allen

Richtungen der Windrose angelegte Angriff bunt zusammengewürfelter Abteilungen von nur geringer Stärke (je 25 bis 100 Mann), unterstützt vom wirkungsvollen Feuer der Brigadeartillerie, brachte nicht nur den feindlichen übermächtigen Angriff zum Stehen, sondern warf die Italiener in kurzer Zeit reslos aus unseren Hauptstellungen. Die vom Armeekommando dem Brigadier per Bahn und Auto zubisponierten Reserven, ein österreichisches Sturmbataillon und das bayrische Jägerbataillon Nr. 2 kamen nicht mehr zur Verwendung. 350 österreichische Gewehre und 7 Maschinengewehre, hauptsächlich Deutschösterreicher, obzogen über den mit etwa 2150 Gewehren und 12 Maschinengewehren überraschten angelegten Angriff der Italiener, dessen Verluste 17 Offiziere und 896 Mann betragen, von denen 8 Offiziere und 404 Mann unverwundet gefangen wurden.

Das Verdienst dieses Sieges kommt nicht nur der Ruhe, Initiative der Führer, sowie der trefflichen Wirkung der Artillerie, sondern ganz besonders der heroischen Tapferkeit aller Kämpfer zu. Das Grazer Kind, Leutnant Knott, war es, der den ersten Stoß der Italiener auszuhalten hatte. Mit dem Rest seiner auf 30 Mann zusammengeschnitzten Kompanie hielt er unerschütterlich das Kastanienwäldchen nördlich von Carzano fest, so ein Ausbreiten der Italiener nach Norden verhinnd. Seiner Ablehnung einer Einladung seines Kompaniekommandanten Pivko am Vorabend des Gefechtes zu einem ausgiebigen Trunk Schnaps hatten wir es zu danken, daß er bei klarem Geist blieb und zäh das wichtige

Wäldchen halten konnte. Freilich versuchte es Pivko, als er sah, daß dem braven Steirer auf diese Weise nicht beizukommen sei, einen anderen Weg, um Leutnant Knott zum bevorstehenden Kampf minder geeignet zu machen. Pivko befahl nunmehr Knott, die Feldwachen zu visitieren, von welchem anstrengenden Inspektionsgang Knott unmittelbar vor dem Kampf auf sein dürftiges Lager sehr ermüdet gesunken war.

Bei dieser Gelegenheit muß aber auch des braven Bosniers gedacht werden, der die erste Meldung von der Überwindung der Feldwachen durch die Verräter und die Italiener dem Leutnant Knott überbrachte. Der Pflichtgetreue war eben zur Aufrechterhaltung der Verbindung von einer Feldwache zur anderen begriffen, als er von einem der verräterischen tschechischen Unteroffiziere unter der Vorpiegelung, daß schon alles verloren sei, da ringsum die Italiener in großer Zahl vorrückten, aufgefordert wurde, sich seines Gewehres zu entledigen, wobei der Unteroffizier nach der Waffe griff. Allein der brave Moslim riß es mit den Worten: „Ich habe dem Kaiser geschworen und gebe sie niemand als diesem“ wieder an sich, lief raschestens zu Leutnant Knott. Nach Erstattung der Meldung sank er vor Erschöpfung bewußtlos zusammen.

Als die Gebirgsbatterien 3/1 und 3/28 aus ihren vorbereiteten Stellungen nicht mehr feuern konnten, weil sich die Italiener allzu sehr genähert hatten, zogen sie ihre Geschütze feindwärts verart, daß eine direkte Beschießung des vorgehenden Gegners möglich wurde. Wie trotzdem die Feinde noch näher kamen, griffen die braven Kanoniere zu ihren Karabinern und hielten mit ihrem Gewehrfeuer ein weiteres Vordringen der Italiener auf.

Das unter dem Kommando des Leutnants Hochsteiter stehende Infanteriegeschütz — mehr ein gefährliches Spielzeug, denn eine ernste Waffe — hatte alsbald seine geringe Munitionsdotation verschossen. Da bildete der Leutnant mit seinen fünf Mann „Schwarmlinie“, die durch lautes Kommandieren dem Feinde eine größere Truppenmacht vorkäufte und dadurch das erzielte, was der kleinen Heldenschar an Zahl abging, so die Italiener eine Stunde lang aufhaltend. Nicht genug an dem holte sich Leutnant Hochsteiter selbst die aus drei Mann bestehende „Spitze“ der feindlichen Angriffskolonie als Gefangene ein. Trotzdem er am Fuß verwundet wurde, hielt er aus. Als Dank für die Gefangennahme trugen ihn die drei von ihm gefangenen Italiener vom Kampfplatz, als unsere Verstärkungen eingetroffen waren.

Die erste Kunde vom Verrat erhielt der Brigadier während der höchsten Krise im Gefecht durch das Telephon. Er unterbrach die langatmige Erzählung mit der Bemerkung, daß es jetzt nicht Zeit zum Reden, sondern zum Handeln sei, daran einen Befehl zur Durchführung anknüpfend. Volle Aufklärung brachten die Gefangenen einerseits durch die bei ihnen gefundenen Skizzen und Pläne, andererseits durch erschöpfende Mitteilungen, zu denen sie durch ihren Unmut über den nach ihrer Meinung begangenen Doppelverrat Pivkos veranlaßt wurden. In seiner letzten Broschüre erwähnt übrigens auch Pivko, daß bei den Italienern die Meinung des Doppelverrats ziemlich stark Wurzel geschlagen hatte. Erst anfangs Mai 1918 kam die Verratsangelegenheit im österreichischen Parlament durch eine Anfrage der deutschnationalen Abgeordneten

Harth und Genossen zur Sprache, die der damalige Landesverteidigungsminister FML von Gapp in ausführlicher Rede beantwortete. Dieser ist noch nicht nargestellt, wie weit der Verrat mit der Führung der abtrünnigen tschechischen Parteien im Zusammenhang steht. Daß ein solcher vorhanden war, geht aus einem in der tschechischen Zeitung „Morobna Politika“ bald nach dem Umsturz erschienenen Artikel eines Mitverschworenen hervor. Er erzählt, daß Pivko, in einer Nacht einen Brief für den Minister Beneš, der damals in Paris weilte, zu den Italienern trug. Er bekam den Brief von seiner Frau.

Der Herresgruppenkommandant Feldmarschall Conrad ordnete die Verfassung eines exakten Gefechtsberichtes durch das 11. Armeekommando an. In seiner Einbegleitung verließ der Marschall seiner Anerkennung am Gefecht wie folgt Ausdruck: „Das Gefecht von Carzano am 18. September 1917 ist ein derart musterghltiges Beispiel dafür, daß auch relativ schwache Kräfte bei besonnener, energischer Führung und initiativem, selbständigem, entschlossenem Handeln aller Unterführer, sowie zuberächtlicher Tapferkeit und Schneid der Truppen einen glänzenden Erfolg über einen überraschend einbrechenden, stärkeren Feind zu erringen vermögen, daß ich die vom 11. Armeekommando im Druck gelegte kurze Darstellung desselben mit dem Auftrag ausgeben lasse, dieselbe allseits zum Gegenstand einer eingehenden Besprechung zu machen.“

Warum die Italiener nicht angriffen.

Das große Rätsel vor zehn Jahren.

Beim Jahre hind seit der Kriegserklärung Italiens am 23. Mai 1915 vergangen und noch immer ist eines der denkwürdigsten Ereignisse des Weltkrieges nicht geklärt. Mir war es vergönnt, bald nach Kriegsausbruch alle Formationen an der Isonzofront kennen zu lernen, später aber im Kriegsarchiv, oder in der „Werkstätte für Geschichtsforschung“, wie Spötter dieses Institut taufte, die Akten der höheren Kommanden dieses Kriegsschauplatzes zu studieren. Es waren lange Tage und Wochen für uns, die der italienischen Kriegserklärung folgten. Für die Offensive im Norden war der letzte marschfähige Mann eingesetzt worden, im Landesinnern blieben nur die frisch ausgeschobenen, unausgebildeten Marschbataillone zurück. Was an der italienischen Front stand,

wa sozusagen der ausgetragene Vorrat an Menschen und Material. Ich war vom nördlichen Kriegsschauplatz mit einem Herzklaps zurückgekehrt, wanderte auf eigene Bitte Anfang Juni an die Isonzofront, hoffend, im Stellungskampf zu gesunden. Vom Kriegsministerium bekam ich die Weisung, mich beim höchsten Kommando in Gili zu melden. Für mich eine schwierige Aufgabe, denn in Gili fand ich kein Kommando. Ich fuhr deshalb nach Baibach weiter, wo das 5. Armeekommando vom serbischen Kriegsschauplatz eingetroffen war. Das per Bahn eiligst herangezogene 15. und 16. Korps dieses Kommandos waren erst am 29. Mai eingetroffen und konnten erst Anfang Juni die zugewiesenen Stellungen ausbauen, Teile des 16. Korps kamen am 26. an.

Zur Zeit der Kriegserklärung standen unsererseits an der ganzen Südwestfront einschließlich Tirols und Kärntens etwas über 100 Landsturm-bataillone und 49 Batterien gegen die vier- bis sechsfache Überlegenheit an Frontinfanterie, gegen die zehnfache an Feld- und Gebirgsartillerie, die schwere Artillerie nicht gerechnet. An der Isonzofront hatten wir nur 26½ Landsturm-bataillone mit 23 leichten Batterien gegen zwei italienische Armeen (2. Armee Frugoni, 3. Armee Herzog von Aosta). Unsere Landsturm-bataillone machten einen kläglichen Eindruck. Es waren marschminderfähige, alte, zum Teil kläglich ausgebildete junge Leute, aus Kompagnien aller möglichen Regimente zusammengestoppelt. Steierer, Wiener, Deutschböhmern, Siebenbürger-Sachsen oft in einem Bataillon. Besonders traurig sah es mit der Artillerie aus. Ausgeschossene Geschütze, die man im Norden nicht mehr verwenden konnte, waren hier eingestellt. In den Stellungen fand ich alte

Geschütze, zum Teil in Hinterlader umgearbeitete Vorderlader aus dem Jahre 1859!, die ihre ausgebrannten Mündungen gegen den Feind richteten, aber im Nahkampf immerhin Erfolg versprachen. Als der Kommandant der Isonzofront über die mögliche Verfassung der Landsturmtruppen dem Armeekommando pflichtgemäß Vorstellungen machte, wurde es ihm sehr verübelt. Zwei Stück Mörser, die ihre zulässige Schutzzahl um das Doppelte überschritten hatten, an Präzision bereits zu wünschen übrig ließen, wurden in den letzten Mat-tagen bei Görz eingebaut. Sie wurden als Ereignis gefeiert, belebten den Mut des Verteidigers, brachten auch anfangs kleine überraschende Wirkungen. Später wurde ihre Position öfter gewechselt, um die Italiener über die Zahl zu täuschen.

Als ich in meinen Abschnitt kam, fand ich nur mühsam die Kampfstellung. Die zur Orientierung mir als Stützpunkt angegebene Ruine (Kote 143) bei Sagrado war von der italienischen Artillerie längst weggeschlagen. Da niemand Widerstand am Plateaurand für möglich hielt, hatten die Schützen nur Steinriegel errichtet, die von den Granaten bald zerstört wurden. Schon in den ersten Isonzofschlachten waren die Verluste durch Steinschlag sehr bedeutend. Sie wurden vom Armeekommando in den Gefechtsberichten an das Kommando der Südwestfront (Erzherzog Eugen) verschleiert, was zu Unstimmigkeiten zwischen den Kommanden führte. Den Abschnittskommandanten an der Front dienten anfangs nur Dolmetscher unvollkommen als Deckung. In einer solchen fiel zu Beginn der Kämpfe Oberst Etaufer mit einem Teil seines Stabes durch eine Granate. Drahthindernisse bestanden anfangs nur vor dem primitiven Brückenkopf von Görz. Im August brachte die Firma Zergitsch neu erfundene Drahthindernisse, die Bewertung fanden.

Da man schon lange auf ein Eingreifen Italiens gefaßt war, waren Stützpunkte für drei Verteidigungslinien vorbereitet, um das italienische Vordringen zu verzögern, die aber weit rückwärts lagen. Der westliche, über das Plateau von Bainfizza—Helligengeist—Oppachiasella führend, wurde von den Italienern erst im Sommer 1917 nach vielen verlustreichen Isonzofschlachten erreicht. Als Rettung erwies sich die ausgebaute Wasserleitung, die unsere Truppen vor Infektionskrankheiten bewahrte. Die Nähe von Görz und Triest gestattete eine leichte, gute Verpflegung, Liebesgaben, besonders eine Aktion der „Tagespost“, brachte Zigarren und Zigaretten in genügender Menge.

Aus den Weisungen des Armeecorpskommandos und des Kommandos der Südwestfront geht klar hervor, daß an eine Verteidigung der Isonzolinie und des Karstplateaus anfangs nicht gedacht wurde, denn das Kommando des Frontabschnittes erhielt die Direktive, bei einem stärkeren italienischen Druck in der Richtung auf Laibach zurückzugehen. Die Angriffe der Italiener erschöpften sich in lokalen Aktionen, die man nur als Reko-gnozierungskämpfe werten konnte. Sie wurden von den braven Landstürmern, darunter Grazer, am Plateau, 47er bei Orz, abgewiesen. Es wurde über die Möglichkeit beraten, wo künftige Angriffe am besten abgewehrt werden könnten. Die Abschnittskommandanten entschieden sich zum Halten des Plateaurandes, weil dieser den Italienern das Einschließen erschwerte. Daraufhin erfolgte der Befehl des Armeecorpskommandos, der die Verteidigung des Plateaurandes befahl.

Das Armeekommando war anfangs der Meinung, die Unkenntnis unserer Schwäche sei Ursache dafür gewesen, daß unsere Front nicht schon in

den ersten Tagen überrannt wurde. Dies ist nicht anzunehmen, denn es stellte sich heraus, daß wir gegenseitig von den Stärkeverhältnissen angehend unterrichtet waren. Der offizielle italienische Bericht Cadornas über den hohen Wasserstand des Isonzo kann ebensowenig als Grund gelten, wie die Annahme, die Italiener hätten die Schutz-mauern am Plateau für Befestigungen gehalten. Warum griffen nun die Italiener am 23. unsere schwache Front nicht entscheidend an? Nach kurzer Beschließung aus ihrer gesamten Artillerie hätten die Italiener die paar Bataillone überrennen, die heranrollenden Transporte überfallen können. Bei einem weiteren Vormarsch ins Innere der Monarchie hätten sie keinen erheblichen Widerstand mehr gefunden. Zu diesem Entschluß gehörte aber ein genialer entschlossener Führer, der die inneren Widerstände überwand. Denn unter den Italienern herrschte noch die erterbte Scheu vor den Truppen der Monarchie. Die verbündeten Truppen waren in Rußland und Galizien in siegreichem Vorbringen. Von Lemberg führte ein direkter Schienenstrang über Budapest nach Laibach, einer von Wien, einer von München zur Grenze. Den Deutschen war nicht recht zu trauen. Am Mut der römischen Nachkommen fraß die Furcht vor dem furor teutonicus. Die italienische Heeresleitung glaubte wohl auch aus unseren bösen Erfahrungen im Sommer 1914 Nutzen zu ziehen. Damals hatten wir durch das Anstürmen gegen die Russen schwere Verluste, die zu vermeiden waren. Cadorna verfiel in den entgegengesetzten Fehler und versäumte eine in der Geschichte selten wiederkehrende Gelegenheit zum Erfolg.

Jedenfalls verdienen die braven Landstürmer, die damals tapfer gekämpft und geklütet haben, heute nach zehn Jahren ein lobendes Gedenken.

A. Schwarz |

DER KAMPF

Nr.: 19. 18/7

TAG: Juli 1925

Diplomatenpolitik.

251

D. Jenßen (Gera-Dinz): Diplomatenpolitik.

Es ist das Kennzeichen einer sozialistischen Außenpolitik, daß sie sich auf die Erforschung der großen Tendenzen der wirtschaftlichen Entwicklung gründet. Diese Erforschung ist in der Vorkriegszeit von den verschiedensten Theoretikern des Marxismus mit Eifer betrieben worden. Die Ergebnisse sind noch heute wichtig, da wir erst bei ihrer Kenntnis die Unterschiede zwischen damals und heute, die weltwirtschaftlichen und außenpolitischen Verschiebungen und ihre Ursachen klar erfassen können. Es ist aber nur eine halbe Wahrheit, wenn wir bei dieser Erforschung stehenbleibend, jenen eigenartigen Überbau der Außenpolitik der Staaten vernachlässigen, den man mit dem Kernwort „Diplomatie“ bezeichnet. Im Gegenteil: je aktiver wir in die Außenpolitik des eigenen Staates eingreifen können und wollen, je notwendiger eine von der Internationale in ihren Richtlinien bestimmte Weltpolitik des Proletariats ist und wird, desto dringender ist die Kenntnis des besonderen Apparats der Außenpolitik, wie er in der Vorkriegszeit bestand und noch heute, wenn auch etwas verändert, besteht.

Es ist vor allem die Unkenntnis dieser Diplomatie und ihrer besonderen psychologischen Atmosphäre in den Massen des Proletariats und selbst seiner denkenden Oberschicht, die so oft innenpolitisch urteilsfähigere Proletarier den Fragen der Außenpolitik so hilflos gegenüberstehen läßt. Dazu kommt, daß die Aufklärung über die diplomatische Entwicklung in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg zugleich jene „Schuldfrage“ aus dem Bereich der tagespolitischen Diskussion heraushebt und zu einer Betrachtung der Schule der Diplomatie überhaupt am Ausbruch des Krieges erweitert. Endlich läßt ein Einblick in die diplomatischen Vorgänge und Methoden die Frage brennend erscheinen: Was ist heute an diesen Einrichtungen zu reformieren, in welcher Richtung haben sich diese Reformen zu bewegen, wo sind die Grenzen im Kapitalismus usw.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß diese Untersuchung die Dynamik, die zum Weltkrieg führte, völlig klarlegt. Es soll nur auf eine von der Arbeiterklasse bisher vernachlässigte Seite dieser Entwicklung nachdrücklich hingewiesen werden. Leider haben wir noch kein „Auswärtiges Amt der Internationale“, in dem das Material verarbeitet werden und die diplomatischen Vorgänge von Spezialisten dauernd planmäßig beobachtet werden könnten. Leider haben wir auch noch keine sozialistischen Professoren, die als Hauptberuf neuere Geschichte schreiben. So müssen wir doppelt erfreut sein, wenn ein bürgerlicher Gelehrter uns in sachlicher Verarbeitung jenes Material zugänglich macht, das jetzt in zahlreichen Bänden veröffentlicht wird in den Akten des Auswärtigen Amtes des ehemaligen deutschen Kaiserreiches. Dieses ungeheure Aktenmaterial kann doch nur ein kleiner Kreis von Fachgelehrten studieren. Es enthält aber so wichtige Angaben über bisher nur unzulänglich bekannte außenpolitische Verhandlungen, es gibt im übrigen so tiefe Einblicke in die Denkweise führender deutscher Staatsmänner und aktiver Diplomaten, daß es in wesentlichen Teilen auch von dem proletarischen Politiker gekannt werden muß.

Es ist bezeichnend, daß Professor Erich Brandenburg im Vorwort zu seinem Buch „Von Bismarck zum Weltkrieg!“ selbst bekennt, daß er seine Ansichten angesichts des Materials revidieren mußte. Er war noch im Weltkrieg gemäßigter alldeutsch orientiert und jetzt muß er gerade die deutsche Politik gegenüber England scharf kritisieren. Er hat das Buch vor Veröffentlichung der Aktenbände im Auswärtigen Amt selbst geschrieben. Heute ist es nun möglich, angeregt durch das Studium Brandenburgs, wichtige Einzelheiten selbst nachzuprüfen.

Man darf natürlich an diese Aktenverarbeitung nicht den Maßstab marxistischer Geschichtsschreibung legen. Brandenburg ist durchaus Historiker im Sinne der Universitätswissenschaft. Es kommt ihm darauf an, Vorgänge zwischenationen und Staaten klarzustellen, die politischen Gedankengänge leitender Staats-

1) Erich Brandenburg: Von Bismarck zum Weltkrieg. Die deutsche Politik in den Jahrzehnten vor dem Kriege, dargestellt auf Grund der Akten des Auswärtigen Amtes. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin W. Oktob. 454 Seiten.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

252

Diplomatenpolitik.

männer aus ihren Denkschriften zu ermitteln. Er selbst denkt etwas diplomatisch, indem er die Staaten als geschlossene Einheiten gegenüberstellt. Er ist auch in seiner Kritik in der Form äußerst sachlich, ja man kann manchmal sagen, vorsichtig. Dem Kaiser Wilhelm II. gegenüber ist er schonend, obgleich er dessen Fehler nicht beschönigt. Er sieht die diplomatischen Vorgänge wie ein Schachspiel und wie ein zuschauender Kritiker bei einem solchen Spiel. Aber selbst dieser Historiker alten Schlages kann nicht ganz an den wirtschaftlichen Vorgängen achtlos vorübergehen, besonders bei der Betrachtung der deutsch-englischen Beziehungen. Diese Mängel des Werkes sind aber bei Heranziehung der marxistischen Literatur über den Imperialismus leicht auszugleichen. Geringer sind sie sogar geeignet, uns jene Atmosphäre und jenes Denken nahezubringen, das in den Regionen der Diplomatie herrscht. Das ist der Hauptvorzug dieser systematischen Darstellung der deutschen Außenpolitik, die sich etwa über drei Jahrzehnte erstreckt. Wir sehen den Wechsel von Personen an leitender Stelle und in Gesandtschaftspositionen. Wir erkennen auch in den diplomatischen Beziehungen den mehrfachen weltpolitischen Kulissenwechsel, der sich in der Sturm- und Drangperiode des Weltkapitalismus seit 1895 mit überraschender Schnelligkeit vollzieht. Wir blicken in so manche Diplomatenaktion, die im Sande verläuft und von der die Öffentlichkeit fast nichts erfährt. Kurz, wir sehen, mit wieviel Überfluß an Verstandesmangel und in wie engem Kreis über das Schicksal Europas gehandelt wird. Wir erkennen, durch welche komplizierten organisatorischen und ideologischen Überbau sich die Tendenzen der ökonomischen Entwicklung und die Klassenkräfte in der Außenpolitik durchsetzen. Vor allem aber sehen wir, wie dieses diplomatische Denken beschaffen ist, das die Köpfe der Staatsmänner aller europäischen Länder beherrscht, wenn auch die Nuance in den verschiedenen Staaten natürlich sehr abweicht. Man könnte hier mit Otto Bauer sogar von einem Nationalcharakter der Diplomatie reden. Allerdings kommt in Brandenburgs Buch nur der deutsche Nationalcharakter voll zur Darstellung. Es ist jene Diplomatie des Feudalkapitalismus des wilhelminischen Zeitalters, die sich in den Handlungen v. Bülow's und v. Marschalls, v. Kiderlen-Wächters und des mehr bismarckischen v. Holsteins spiegelt.

Der Diplomat sieht natürlich vor allem die Staatsmänner und die Regierungen der anderen Staaten. Er ist zwar auch von der öffentlichen Meinung sowohl der eigenen wie auch der anderer Staaten beeinflusst. Aber seine Kenntnis der Massenbewegungen und der Ökonomie der Welt ist meist mehr wie gering. Juristische Bildung, gesellschaftlicher Schliff, bestenfalls Kenntnis der diplomatischen Geschichte des eigenen und anderer Staaten, beeinflussen sein Denken. Dazu kommt jene diplomatische Auffassung der Politik, die glaubt, durch geschicktes Verhandeln, verschleierte Sprache, geschickte psychologische Behandlung von Staatsmännern und Gelehrten, schlimmstenfalls durch Intrigen und Betrügereien politische Erfolge erzielen zu können. Es ist vor allem der Glaube an die Beeinflussbarkeit der Personen und die Geschicklichkeit der Verhandlungen, es ist dabei ein übersteigertes Mißtrauen, das dem Gegner alles zutraut, was man vielleicht selbst tun möchte oder sogar noch mehr, das diesem diplomatischen Verkehr den Stempel aufdrückt und eine schnelle, offene Verhandlung und Klärung vorhandener Gegensätze verhindert. Man vergleiche nur bei Brandenburg die ausführliche Darstellung der deutsch-englischen Bündnisverhandlungen um die Jahrhundertwende. Als Josef Chamberlain, der ehemalige Fabrikant und Kaufmann, seine Karten offen auf den Tisch legte und eine deutsch-englische Einigung und ein weltpolitisches Zusammengehen vorschlug, da kommt dem deutschen Gesandten Fürsten Paul v. Sahfeldt, dessen Jugend noch Ferdinand Lassalle betreut hatte, diese Art der diplomatischen Verhandlung etwas dilettantisch vor. Auch in Berlin ist man etwas erstaunt und vor lauter Sondieren und Verhandeln kann man sich nicht zu einer endgültigen Entscheidung aufraffen, so daß gerade durch diese Unentschiedenheit die englischen Politiker zu einer Einigung mit Frankreich getrieben werden.

Hier zeigt sich ein weiterer Mangel dieses diplomatischen Denkens. Man hat kein positives Ziel. Es fehlt ein tiefer Einblick in die Entwicklungstendenzen der Gesellschaft und so auch eine wirkliche Orientierung der Politik. Bei Ländern mit weltpolitischen Traditionen wie England wird dieser Mangel gemildert, aber bei Deutschland glaubt man mit dem Leben von Tag zu Tag fortzukommen zu können. Dazu kommt die aus der Bismarck-Periode ererbte Überschätzung der Gewalt, die

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Diplomatenpolitik

253

durch den Imperialismus noch gesteigert wird. Die aus dem deutschen Adel hervorgehenden Diplomaten haben kein Einfühlungsvermögen, verirehen fremde Völker nicht. Ihre Art des Auftretens ist oft eine Mischung von Note und Akrassierstiefel, wie das Beispiel des deutschen Gesandten in Japan bei den Verhandlungen um den Frieden von Chimonoseki klassisch beweist.

Dazu kommt die Geheimnisräumerei der Verhandlungen und die Abhängigkeit des Mannes an Ort und Stelle von der Zentrale. Gerade die Rolle der deutschen Gesandten in London, die Brandenburg eingehend darstellt, erhärtet die oft gemachte Beobachtung, daß die Gesandten im fremden Land eher die wirklichen Strömungen und die daraus sich ergebenden Notwendigkeiten erkennen. Berichten sie aber entsprechend, besonders nach Berlin, so kommen die mißbilligenden Randbemerkungen seiner Majestät und es droht die Ungnade des Chefs. So kommt es, daß gerade der begabte Diplomat oft gegen seine bessere Überzeugung der Anweisungen der Zentrale gemäß verhandeln muß. So kommt es, daß neben der amtlichen aktenkundigen Berichterstattung die private briefliche Verbindung zwischen Diplomaten und Minister, zwischen dem Personal einer auswärtigen Gesandtschaft und des Auswärtigen Amtes läuft. So kann man selbst nach der Lektüre des Brandenburgischen Buches, trotz seines reichen Inhalts, die Bemerkung Bismarcks wiederholen: „Das Interessante steht nicht in den Akten.“

Endlich, und das zeigen vor allem die von Dr. Ernst Jäckh herausgegebenen nachgelassenen Aufzeichnungen Kiderlen-Wächters²⁾, spielt bei der Geheimhaltung der Verhandlungen und bei der Überhöhung persönlicher Dinge der Klatich eine verhängnisvolle Rolle. Andererseits zeigt dieser ganze Mechanismus noch eine verderbliche Eigenschaft, die allerdings dem ganzen heutigen bürokratischen Apparat anhaftet: die Minister gehen und die Geheimräte bleiben.

Die Darstellung Brandenburgs bestätigt mit erschreckender Deutlichkeit und aktenmäßiger Klarheit, was schon dem Kenner aus zahlreichen Einzelveröffentlichungen und der Memoirenliteratur des wilhelminischen Zeitalters bekannt war, den verhängnisvollen, überragenden Einfluß jenes Geheimrats v. Holstein, der in einer verhältnismäßig untergeordneten Stellung im Auswärtigen Amt tatsächlich die deutsche Außenpolitik, besonders unter Bülow, maßgebend bestimmte. In diesem Psychopathen, gefüllt mit Mißtrauen und krankhaftem Verfolgungswahn, aber begabt mit logischem Scharfsinn und diplomatischer Sachkenntnis, haben wir eine Inkarnation jener Diplomatenpolitik, die Deutschland und Europa in den Abgrund führte. Man lese nur seine Denkschriften, die Brandenburg mitteilt. Aus falschen Voraussetzungen zieht er mit großem Scharfsinn logische Schlüsse, die gerade wegen ihrer Folgerichtigkeit immer in die Irre führen. Dabei denkt er durchaus metaphysisch, um mit Engels zu reden. Er sieht nur Frankreich, Deutschland, England als starre Begriffe mit sich gleich bleibenden Interessen. Der Mangel an Dialektik schwindet ihm, wie allen Staatsmännern Wilhelms, aus allen Poren. Er sieht nicht das Wechselspiel der Massen auch in der Außenpolitik. Er sieht nur ein Schachspiel, in dem jede Figur ihre vorgeschriebene Bewegungsart hat. Der Menschenscheu verliert sogar die richtige Personeneinschätzung und doch bestimmt er durch Tradition und Fleiß, dank der Bequemlichkeit und Charakterlosigkeit der anderen, die Außenpolitik eines 60-Millionen-Volkes. Ihm ist die Bluffpolitik im Marokkokonflikt 1905/06 zum großen Teil zuzuschreiben. Er sprach das Nein in den Bündnisverhandlungen mit England. Seine Tradition wirkte auch nach seinem Abgang, weil sie eben die Denkweise dieser Diplomatie war, die Bismarck als ein Genie der Außenpolitik befähigte, durch ein Bündnisystem Deutschland in Frieden zu erhalten, die aber selbst bei Bismarck zum Scheitern verdammt war, weil auch er die soziale Dynamik nicht erkannte.

Wir finden diese Art zu denken auch bei Bülow und vielen Gesandten. Sie führt auch dazu, bei steigender imperialistischer Welle jene Bluffpolitik diplomatisch zu decken, die ihre Wurzeln in der militärischen Denkweise und in dem Konkurrenz-

²⁾ Professor Dr. Ernst Jäckh: Kiderlen-Wächter, der Staatsmann und Mensch, Briefwechsel und Nachlaß. Zwei Bände, 537 Seiten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1924. Jäckh will Kiderlen zu einem Staatsmann erster Größe machen. Gerade aber das sicher sehr wohlwollend bearbeitete Material bestätigt die Bluffpolitik Kiderlens und die Ziellosigkeit der deutschen Marokkopolitik. Es gibt aber lebendige Anschauung von dem ganzen Getriebe der deutschen Außenpolitik in Berlin.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

254

Diplomatenpolitik.

Kampf der Kartelle hat. Man will durch Machtentfaltung, durch Überumpelung, durch Lärm den Gegner erschrecken und zu Zugeständnissen veranlassen, schreckt aber vor dem Äußersten, dem Krieg zurück. Man ist auch oft, wie zum Beispiel bei der Marokkoaktion 1911, sich gar nicht klar über das Endziel und die Wirkung seiner Aktionen auf die Partner und Neutralen. Man ist oft von einem frisch-fröhlichen Leichtsinne erfüllt, der sich nur durch den Schlagerrefrain kennzeichnen läßt: „Die Sache wird schon schief gehen!“ Sie ist denn ja auch schief gegangen, als die deutsche Diplomatie sich zum Anhängel der Wiener Schule machte, die sicherlich die Berliner noch an Unfähigkeit und Skrupellosigkeit übertraf.

Was Brandenburg über Deutschlands Haltung während der Balkankriege und der Balkankriege ausführt, ergänzt und berichtigt sehr wirkungsvoll die Darstellung des Österreicher Friedjung in seinem Buch „Das Zeitalter des Imperialismus“³⁾. Dieses Werk ist trotz seines antienglischen und altösterreichischen Standpunktes wertvoll als einzige zusammenfassende, erzählende Darstellung. Soziologie darf man allerdings bei Friedjung nicht suchen. Man vergleiche nur seine Darstellung der südslawischen Frage mit den kurzen Kapiteln in Otto Bauers „Österreichische Revolution“.

Es ist jenes diplomatische Feithalten am Dreibund, jene Verkettung des eigenen Schicksals mit dem der Habsburgermonarchie, das die deutsche Diplomatenpolitik krönt. Die sehr schonende Darstellung bei Brandenburg, die vor allem den Weltkriegsausbruch sehr kurz behandelt, mündet direkt in die allgemeinverständliche Bearbeitung der „Kautsky-Akten“ des Auswärtigen Amtes, die Kautsky in seinem Buch „Wie der Weltkrieg entstand“ gegeben hat. Die gleiche Bilanzlosigkeit, das gleiche Schwanken zwischen Draufgängertum und bleicher Angst, das vor allem die Haltung des Kaisers in den letzten Julitagen 1914 kennzeichnet, finden wir auch in den Jahren vor dem Kriege. Besonders das Dreinfahren des Kaisers zerstört oft alle Ansätze einer deutsch-englischen Verständigung, die Bethmann-Hollweg behutsam und diplomatisch unentschlossen vorbereitete. Hier zeigt sich ferner das verhängnisvolle Zusammenwirken von Diplomatie und Militär, das allerdings oft zu einem Gegeneinanderwirken sich gestaltet. Auch Brandenburg bestätigt, daß die Flottenrüstung Deutschlands und die Sabotierung einer Verständigung durch den Großadmiral v. Tirpitz, der den Eigensinn des größtenwahnsinnigen Monarchen geschickt ausnützte, den wahren Grund des deutsch-englischen Gegenzuges bildete. Auch er stellt die englische Politik weit günstiger dar, als sie gemeinhin erscheint. Dabei erkennt auch Brandenburg, daß die englischen Staatsmänner Interessenpolitik des britischen Weltreiches und seiner herrschenden Klassen trieben. Auch sie waren, wenn auch weitwichtigere, Diplomaten eines kapitalistischen Staates.

Nietet so Brandenburg gerade durch die sachliche Ruhe und die kritisch-abwägende Art der Beschreibung der Motive und Gedankengänge der Staatsmänner eine ungewollte Kritik nicht nur der deutschen Diplomatie, sondern der Diplomatenpolitik überhaupt, so bestätigt seine Darstellung jene soziale Analyse, in der Karl Kautsky bereits 1909 die ökonomischen Wurzeln dieser schwankenden, ziellosen, geheimen Außenpolitik aufdeckte. Erst diese Erkenntnis rundet das Bild ab und bildet zugleich eine Rechtfertigung der Außenpolitik der deutschen Sozialdemokratie vor dem Kriege, wie sie in der „Neuen Zeit“ und im Parlament, in Presse und Versammlungen vertreten wurde. Kautsky schreibt:

Sobald eine Klasse oder ein Staatswesen aus dem revolutionären in das konservative Stadium geraten, sobald sie nicht mehr um ihre Existenz oder um ihr Aufkommen zu kämpfen haben, sich mit dem Bestehenden abfinden und nur noch in Kleinigkeiten daran zu bessern suchen, muß das Verengend auf den geistigen Horizont ihrer Wortführer und Denker wirken. Ihr Interesse für große Fragen erlischt, aber auch ihre Kühnheit wird nicht mehr angestachelt, kühne Denker und Kämpfer werden vielmehr als unbequem empfunden und zurückgeschoben. Kleinliches Intrigantentum und feige Charakterlosigkeit treten in den Vordergrund.

In gleicher Richtung wirkt die Tatsache, daß für Staatsmänner und Denker von Klassen und Staaten, die nicht mehr um Großes zu ringen haben, das selbstlose Inter-

³⁾ Verlag Neufeld u. Henius, Berlin. Eine marxistische Kritik dieses Buches wäre sehr interessant. Sie ist ja in den Schriften Bauers schon in neuer enthalten. Es ist aber merkwürdig, daß noch keine eingehende Kritik erfolgte, da K. doch bei all seiner Voreingenommenheit im einzelnen zuverlässig ist und vor allem sehr gute Materialnachweise enthält.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Diplomatenpolitik.

255

eße für die Gesamtinteressen der Klasse, des Gemeinwesens, der Gesellschaft, durch das Interesse für die eigene Person verdrängt wird. Die nach Macht strebenden Personen werden nicht mehr befeelt von dem Drange, Großes, Neues für die Gemeinschaft zu schaffen, sondern nur noch von dem, Reichtum und Macht für sich zu erwerben. Ihr skrupelloßes Strebertum findet seine Ergänzung in dem Streben der Machthaber, nicht solche Kräfte heranzuziehen, die am fähigsten sind, dem Gemeinwesen zu dienen, sondern solche, die sich den persönlichen Bedürfnissen und Neigungen der Machthaber am schmeiglichsten oder am amüsantesten anzupassen wissen.

Zu diesen allgemeinen Ursachen des moralischen und intellektuellen Niederganges alles Machthabertums in einem konservativen Stadium gesellen sich jetzt noch besondere, die der Eigenart des Kapitalismus entspringen.

Ehedem waren die ausbeutenden Klassen auch die regierenden, wenigstens die Spitzen des staatlichen Apparats reserbierten sie für sich. Die Kapitalistenklasse dagegen ist so von der Geschäftemacherei erfüllt, daß sie die Politik anderen überläßt, die freilich im Grunde nichts anderes sind als ihre Kommis — in demokratischen Ländern Geschäftspolitikern, Parlamentariern und Journalisten, in absolutistischen der Hofgesellschaft, in Ländern mit einer Zwischenstellung einem bunten Gemisch dieser Elemente, wobei bald das eine, bald das andere überwiegt. (Seite 106 u. 107. Kautsky: Der Weg zur Macht. Dritte Auflage. „Vorwärts“, Berlin 1920.)

Kautsky weist dann noch auf die Wurzeln der Korruption der Staatsmänner hin, die es dem Luxus der Finanzkapitalisten gleich tun wollen und ihre legitimen Einnahmen durch Spekulation mit Staatsgeheimnissen und indirekter Bestechung aller Art ergänzen. Diese Dinge haben ja nicht nur in der Vorkriegszeit eine Rolle gespielt, sondern bilden sogar eine Gefahr für die mit Machterweiterung ausgestattete Arbeiterklasse. Wichtig ist aber in diesem Zusammenhang, daß die Diplomatenpolitik in ihren Hauptzügen mit dem Kapitalismus und dem konservativen Charakter herrschender Klassen verbunden ist. Das soll aber nicht heißen, daß die revolutionäre Arbeiterklasse nicht auch diese besondere Sphäre ihrer Reformtätigkeit unterwerfen muß und daß sie zu jedem diplomatischen Akt selbständig Stellung zu nehmen hat. Dabei genügt im praktischen Kampf nicht nur das Verständnis der Diplomatenpolitik, sondern die Politik der einzelnen Diplomaten muß kritisch gewürdigt und eventuell bekämpft werden. Eine Schulung für diesen Kampf ist aber das historische Studium, das uns jetzt die Fäden der Diplomatie bloßlegt und den Blick schärft für die Diplomatie von heute. So führt der Weg von der Geschichte zur Gegenwart, von der rückschauenden Kritik zur Tagespolitik und zur Zukunftsschau. Hier muß das Proletariat sich eigene Organe schaffen, um der diplomatischen eine öffentliche Außenpolitik der Parteien und Massen entgegenzusetzen. Hier gilt das Wort von Karl Kautsky in seiner Einleitung zu „Wie der Weltkrieg entstand“:

Der Kapitalismus ist nichts anderes als eine Abstraktion, die gewonnen wird aus der Beobachtung zahlreicher Einzelercheinungen und die ein unentbehrliches Hilfsmittel ist bei dem Streben, diese in ihren gesetzmäßigen Zusammenhängen zu erforschen.

Bekämpfen kann man aber eine Abstraktion nicht, außer theoretisch; nicht aber praktisch. Die theoretische Erkenntnis des Kapitalismus enthebt uns nicht der Notwendigkeit dieses praktischen Kampfes, sie ist vielmehr dazu da, ihn zu fördern dadurch, daß sie uns ermöglicht, einen planmäßigen Zusammenhang in seine Einzelheiten zu bringen und ihn dadurch wirksamer zu gestalten. Dabei bleibt er immer ein Kampf gegen bestimmte Institutionen und Personen als Träger bestimmter, gesellschaftlicher Funktionen. (Seite 14.)

Der sozialistische Führer und die politisch aktive Masse müssen heute das Monopol der Diplomatenweisheit brechen. In diesem Kampfe gegen die Diplomaten von heute müssen wir Marxisten wieder auf den Bahnen wandeln, die Karl Marx und Friedrich Engels nach der Revolution von 1848 im Exil beschritten. Nehmen wir uns die Arbeiten von Marx zum Vorbild, in denen er in der „Newyork-Tribune“ die Außenpolitik des England der Jahrhundertmitte meisterhaft kritisierte, denken wir an jene Pamphlete, in denen er soziale Röntgenaufnahmen der Staatsmänner Palmerston und Russell lieferte. Wir müssen die Staatsmänner sehen wie sie sind, und nicht wie sie gesehen werden wollen. Noch eine letzte Lehre gibt uns das Buch Brandenburgs: Verfallen wir nicht einer proletarischen Diplomatenpolitik, überschätzen wir nicht den Einfluß von Einzelpersonen und die Bedeutung geheimer Verhandlungen, denken wir daran, daß auch die Masse außenpolitisch geschult werden muß, wenn die Außenpolitik der Diplomaten abgelöst werden soll durch die Politik aktiver Massen im Interesse der aufsteigenden Klasse, das heißt der Menschheit.

WENDEL, Hermann

Das Attentat von Sarajevo.

Eine historisch-kritische Untersuchung.

Von Hermann Wendel.

1. Die Quellen.

Der große durchgreifende Grundsatz aller methodischen Kritik: daß wir vor jeder andern Erwägung zuerst den Charakter und Wert jeder einzelnen Quelle, mit der wir es zu tun haben, prüfen, um danach die Zuverlässigkeit der einzelnen Angaben derselben zu beurteilen. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode.

Wie in einer Gerichtsverhandlung nach Prüfung der für zulässig befundenen Zeugen hinsichtlich ihres Charakters und Reumunds die einzelnen Aussagen auf ihre Zuverlässigkeit hin untersucht, gegeneinander gehalten, mit den Indizien verglichen werden, um endlich unter Abwägung aller Umstände die Tatsächlichkeit der Vorgänge festzustellen, gerade so hat der Historiker behufs Feststellung des Tatsächlichen mit den Quellenzeugnissen zu verfahren.

Bernheim, Einleitung in die Geschichtswissenschaft.

Die Seite der Schwarzgelben und Schwarzweißroten Presse im Juli 1914 und danach hat in sehr vielen deutschen und österreichischen Hirnen den Eindruck hinterlassen, daß Serbien oder der Panславismus das Attentat von Sarajevo angezettelt hätten, um einen Krieg heraufzubeschwören und den Untergang der Donaumonarchie herbeizuführen; selbst ein denkfähiger und denkwohnter Kopf wie der demokratische Kandidat für die Reichspräsidentenschaft Dr. Willy Hellbach sprach noch vor Jahresfrist von „Werkzeugen des panlawistischen Kriegsklingels“, die Franz Ferdinand ermordet hätten, und von der Absicht der Täter, „europäische Wirren um jeden Preis zu entfesseln“. Mit einer derart herbeigeführten besonderen Ausnahmefähigkeit der Gemüter rechnet eine Propaganda, die, von Berlin ausgehend, namentlich in den letzten Monaten die serbische Regierung mit der Verantwortung für den Anschlag gegen den Erzherzog zu belasten sucht. Der Gedankengang vieler dieser „Schuldflüge“-Trompeter ist sehr simpel: Sind die Belgrader Machthaber am Tode des österreichisch-ungarischen Thronfolgers mitschuldig, so war das Ultimatum des Ballhausplatzes gerechtfertigt, die Rückendeckung Wiens durch Berlin in Ordnung, die Einmischung Petersburgs ein Frevel, die Rolle Frankreichs und Englands Unterstützung einer Mörderbande, kurz: Habsburger und Hohenzollern, Borchold und Bethmann, Conrad und Moltke stehen als Unschuldengel in bengalischer Beleuchtung da, und nur durch ein Versehen der Weltgeschichte sind wir zur Republik gelangt.

Wenn sich Blätter aller Richtungen in den Dienst dieser Propaganda stellen, so ist ihr Mittelpunkt doch „Die Kriegsschuldfrage“, Monatschrift für internationale Aufklärung, herausgegeben von der Zentralstelle für Erforschung der Kriegursachen und geleitet von Alfred Weyerer. „Internationale Aufklärung“ und „Erforschung der Kriegursachen“ klingt gut, aber leider handelt es sich bei einem Blatt, das sogar die Unterdrückung der Nationalitäten in Ungarn

glatt leugnet, mehr um Trübung als um Aufklärung, und das Institut hieße besser Zentralstelle zur Entlastung der Mittelmächte, denn mit heißem Bemühen trägt es nur das zusammen, was die Berliner und Wiener Machthaber reinzuwaschen geeignet ist. Namentlich in der jetzt wieder aufgerollten Frage des Attentats von Sarajevo wird mit einer nicht mehr zu überbietenden Voreingenommenheit gearbeitet. Obwohl zu den Helfern der „Kriegsschuldfrage“ Historiker von Fach und Rang gehören, werden die Quellen nicht nach den Grundsätzen auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft, die schon dem Studenten der Geschichte im ersten Semester geläufig sind, sondern sie werden ausgenutzt oder verworfen, je nachdem sie für die These von der Schuld der Belgrader Regierung auszuschlachten sind oder nicht.

Dafür häufen sich die Beweise. Im April dieses Jahres ließ sich das serbische Chauvinistenblatt „Balkan“ angeblich von „einem hochangesehenen, ehemals österreichischen Offizier“ den Bären aufbinden, daß maßgebende Kreise in Wien Franz Ferdinand zum Verzicht auf die Thronfolge hätten bewegen wollen; zum Ausgleich sollte er als Herzog von Elß-Lothringen deutscher Bundesfürst werden, während Wilhelms II. Tochter dem dann fälligen Thronfolger Karl als Gattin zugeordnet

war. Da der Erzherzog sich erbittert gegen die Zumutung wehrte hätten im Auftrag jener Wiener Kreise der Präsidialchef der bosnischen Landesregierung Baron Kotas und der Polizeidirektor von Sarajevo, Gerde, durch unmittelbares Eingreifen den Attentätern den Anschlag ermöglicht. Wolte jemand dieses an verdächtiger Stelle stehende anonyme und ungereimte Zeug als lautere Geschichtsquelle anführen, so erhöhe die „Kriegsschuldfrage“ mit Recht entriesteten Widerspruch. Aber wenn in der Zeitschrift „La Fédération Balkanique“, die der bolschewistischen Revolutionierung des europäischen Südostens dient, ein gänzlich Unbekannter des Namens oder vielmehr Decknamens Nikola Nenadowitsch ohne den Schatten eines Beweises auftritt, daß neben dem russischen Gesandten Hartwig der damalige serbische Thronfolger Alexander und der Ministerpräsident Pašitsch um das Attentat gewußt und später seinen Anstifter, den Obersten Dimitrijewitsch, durch Mordmord beiseite zu schaffen gesucht hätten, so ist das für Leute, die die Aussagen eines deutschen Kommunisten über die Schuld der deutschen Machthaber als gehässige Lüge verächtlich abweisen würden, ein gesundes Freiesien; hochbefriedigt druckte die „Kriegsschuldfrage“ jene „Enthüllungen“ ab, allerdings verschweigend, daß es sich um ein sowjetisches Organ handelte und der Artikel in eine Aufforderung zum bewaffneten Aufstand gegen die Belgrader Reaktion auslana.

Ein anderes Beispiel: Als glühende Serbenschwärmerin hat die Schweizerin E. Sturzenegger über die Balkankriege und den Weltkrieg mancherlei geschrieben; unter anderem druckte sie in heller Empörung die vorgebliche Anleitung eines österreichisch-ungarischen Generals S o r t s e i n für das Verhalten seiner Truppen in Serbien also ab:

Brüder, Soldaten, wir kommen bald in ein Land und zu einem Volke, das schlimmer ist als die grausamsten Barbaren... Daher befehle ich euch, gegen diese Bande keine Humanität walten zu lassen, sondern alles, was serbisch ist, zu vernichten und jedermann, der serbisch spricht, ohne Gnade niederzuschlagen.

Wer so bis zur Naivität kritiklos ist, daß er annimmt, ein k. u. k. General rede seine Untergebenen nach serbischem Muster mit „Brüder!“ an und erlasse offene solche Wordbefehle, entbehrt am Zeugenstand der Geschichte jeglichen Gewichts. Aber es gibt eine englische Sturzenegger, Miß Edith D u r h a m geheißene, die genau so kritiklos eine Unmenge Platsch und Tratsch aus dem Balkan zusammengeschleppt hat, nur daß sie im Gegensatz zu der Schweizerin eine verbissene Serbensfeindin und glühende Albanerschwärmerin ist. Obwohl die zur Entfaltung einer Kriegsbege im November 1912 in die Welt gejagte Kunde, daß der österreichische Konsul in Prizren, P r o h a s k a, von den einrückenden Serben mißhandelt, verstümmelt oder gar getötet worden sei, nach dem Kommuniqué des Ballhausplatzes selbst „jeder Grundlage entbehrte“, schreibt sie noch 1920 das Gefasel eines dem Schnaps zugänglichen Montenegriners also nach:

Prohaska wurde, nachdem er einige Wochen im Gefängnis gesessen, wieder auf freien Fuß gesetzt. Oesterreich würdigte seinen Stolz hinunter und begnügte sich mit einer serbischen Entschuldigung. Prohaska erhielt eine Entschädigung und wurde zum Schweigen verpflichtet. Wie mein Gewährsmann vorausgesagt, wagte Oesterreich nicht, seine Demütigung bekanntzugeben.

Aber weil Miß Durham aus dem Handgelenk die serbische Regierung anschwärzt, daß sie das Attentat von Sarajevo angeflistete habe, um einen Kriegsbrand zu entzünden, verliert ihr offensichtlich hysterischer Mitweiberklatsch trotz aller Konflikte mit der Wahrheit für die deutschen Kriegsschuldphilologen als Quelle nicht an Wert; ihr Buch, „Twenty years of Balkan tangle“, schleunigst ins Deutsche übertragen, wurde von keinem Geringeren denn Professor Hans Delbrück als „die beste neuere Publikation über das serbische Problem“ gerühmt, und ihre Artikel druckt die „Kriegsschuldfrage“ freudestrahlend nach. Dabei entgeht diesen (nicht Historikern, sondern) Advokaten mancher Lederbissen, weil sie über Südslawisches nur aus zweiter oder dritter Hand unterrichtet werden. So hat am 31. August 1924 der inzwischen zu Kreuz gefrochene Führer der Kroatischen Bauernpartei Stjepan Raditsch in einer Sitzung seiner Getreuen behauptet, daß Paschitsch den Erzherzog habe ermorden und sich deshalb von seinen Freunden als Anstifter des Weltkrieges habe feiern lassen; der „Kriegsschuldfrage“, die ja sicher keinen Anstoß daran nimmt, daß Raditsch ein psychopathischer Schwärzer ist, mit Quellenangabe: „Slobodni Dom“, Ugram vom 3. September 1924 zur beliebigen Verwendung!

Was der Ballhausplatz mittelbar oder unmittelbar an Quellen in Druck gegeben hat, wird der unbefangene Geschichtsforscher ebenfalls mit dem Mißtrauen betrachten, das einer im Friedjung-Prozess der größten Fälschungen überführten Behörde gebührt. Das sechzehn Seiten starke Memoire mit achtunddreißig Seiten Beilagen, das im Juli 1914 zur Rechtfertigung des Ultimatum in der Eile aus ganz unzureichendem Material zusammengestoppelt wurde, stützt sich denn neben Nichtsagendem und Belanglosem auf Berichte von Spitzeln und ähnlichen konfizierten Subjekten. Auch der Leopold M a n d l wäre schon deshalb mit Vorsicht zu genießen, weil er eben ein journalistischer Galopin des Ballhausplatzes war, aber überdies ist er als Fälscher entlarvt worden, da er in sein Buch „Die Habsburger und die serbische Frage“ eine von ihm frei erfundene Äußerung Paschitsch eingeschmuggelt, und hat sich selbst 1924 als Lügner entlarvt, da er eingestand, in jenem Pamphlet die Tatsache einer nach Wien ge-

richteten serbischen Warnung vor dem Attentat von Sarajevo wider besseres Wissen bestritten zu haben; für den Kreis der „Kriegsschuldfrage“ gilt er gleichwohl als Autorität und Orakel und darf, dunkle Gewährsmänner zitierend, dunkle Geschichten verzapfen. Auch die angeblich attennmäßige Darstellung des Prozesses gegen die Attentäter von Sarajevo, 1918 in Berlin erschienen, ist zum mindesten ein willkürlicher Auszug aus dem Bericht über die hinter verschlossenen Türen geführte Verhandlung. Wie liederlich er zusammengestellt wurde, zeigt neben anderem die Behauptung, daß der frühere österreichische Offizier Milan P r i b i t s c h e w i t s c h „einer der Hauptlinge der Belgrader Verschwörung“ gewesen

und während des Weltkrieges von den eigenen Soldaten, „die in ihm den Anstifter des Unglücks ihres Volkes erblickten“, erschlagen worden sei; in Wahrheit erfuhr der Ballhausplatz schon im Juli 1914, daß Pribitschewitsch mit dem Attentat aber auch gar nichts zu tun hatte, und am Leben ist der damals Totgesagte heute noch! Eine der wichtigsten Geschichtsquellen für das Verhältnis zwischen Wien und Belgrad ist dagegen, von der „Kriegsschuldfrage“ merkwürdig wenig ausgenutzt, das von der österreichischen Republik 1919 herausgegebene Rotbuch „Diplomatische Aktenstücke zur Vorgeschichte des Krieges“, I bis III, und als Ergänzung dazu G o o b „Das Wiener Kabinett und die Entstehung des Weltkrieges“, Wien 1919. Auch die Lebenserinnerungen des Feldmarschalls C o n r a d - S ö k e n d o r f „Aus meiner Dienstzeit“, I bis IV, liefern, weil dieser gerade Soldat aus seinem Herzen keine Mördergrube machte, manchen wertvollen Aufschluß.

Den serbischen Quellen wird an sich der Forscher weder kritischer noch unkritischer gegenüberzutreten als beliebigen andern, aber sie haben zum Teil einen Vorzug: sie schöpfen, was die Tat von Sarajevo angeht, statt aus Vermutungen aus Kenntnis der Dinge und sind von Nationalisten geschrieben, die in der Lösung des verhassten Habsburgers kein Verbrechen, sondern eine Teils-Tat sehen und darum mit ihrem Wissen nicht ängstlich hinter dem Berge halten. Am meisten in die deutsche Erörterung gezogen wurde die in Uebersetzung vorliegende Abhandlung des Belgrader Historikers Stanoje Stanojewitsch „Die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand“, Frankfurt am Main 1923, und das in einem Sammelwerk abgedruckte Bruchstück aus den Aufzeichnungen des früheren Ministers und Radikalführers Juba Z o m a n o w i t s c h „Posle Vidovdanja 1914 godine“ (Nach dem Veitstag des Jahres 1914); dazu treten keine weiter ausholenden Artikel in der Zeitschrift „Nobi Ribot“. In der deutschen Öffentlichkeit wenig Beachtung dagegen fand bisher Borivoje Z e w t i t s c h „Sarajevski Atentat“ (Das Attentat von Sarajevo), Sarajevo 1923, obwohl sie, von einem der Verschwörer selbst herrührend und mit ebensoviel Sachkenntnis wie Offenherzigkeit geschrieben, ein Quellenwerk ersten Ranges darstellt. Einblick in die serbische Geheimgesellschaft, zu der Fäden von Sarajevo hinüberleiten, gewährt der offizielle Verhandlungsbericht über den Saloniker Prozeß „Tajna prevratna Organizacija“ (Eine geheime Umsturzorganisation), Saloniki 1918, der allerdings trotz seiner Dickleibigkeit auch gestutzt ist; eine Ergänzung bieten die Broschüre „Solunski Proces“ (Der Saloniker Prozeß), Belgrad 1923, die wahrscheinlich eines der Opfer jener Justizaktion zum Verfasser hat, und einige Artikel in der Ugramer Revue „Nova Evropa“.

Werden diese Quellen so benutzt, wie es die historische Methodologie verlangt, nämlich gleich Zeugnisausagen vor Gericht auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft und abgewogen, so fällt durch ihre Zusammenstellung und Vergleichung hinreichend helles Licht nicht nur auf die Tat von Sarajevo, sondern auch auf ihre Hintergründe.

Das Attentat von Sarajevo.

Eine historisch-kritische Untersuchung.

Von Hermann Wendel.

2. Die Hintergründe der Tat.

Das Attentat von Sarajevo war nicht die Tat eines einzelnen, eines nationalen Exaltados, sondern der gesamten Jugend in Bosnien. Es entsprang demnach nicht einem Augenblick, sondern war ein lange vorbereitetes Werk, gerastet von einem ganzen Geschlecht, das entschlossen war, für seine Menschen- und Volksrechte auf Leben und Tod mit dem Feind zu kämpfen.

Земитић, Сарајевски Атентат.

Die Tat von Sarajevo war so wenig eine Einzelaktion wie etwa die Erdölung des Herzogs Karl von Parma Anno 1854, in der sich der Befreiungskampf der Italiener gegen die haabsburgische Fremdherrschaft zusammenballte; den 28. Juni 1914 versteht nur, wer ihn aus dem Gesichtspunkt des Jahrzehnte währenden Ringens der Südslawen um Freiheit und Einheit betrachtet. Aber selbst im engeren Rahmen gespannt, erscheint der Anschlag auf Franz Ferdinand verzerrt, wenn er nur aus dem Willen von ein paar Individuen statt aus der Stimmung eines ganzen Landes abgeleitet wird.

Hatte sich in den 1878 von Oesterreich-Ungarn okkupierten Provinzen Bosnien und Herzegowina der Kampf um die nationale Selbstbehauptung anfangs opportunistisch, sogar als Drang nach kirchlicher Autonomie, verummumt, so trat mit dem zwanzigsten Jahrhundert wie allenthalben im slawischen Süden eine entschlossenerere Jugend auf den Plan, die, nach Tat und Erlebnis hungernd, die Nachgiebigkeit und Konzessionsmeierei der politischen Kräfte zu tiefst verachtete. An Wiener und Prager Universitäten geschult, mit einem Blick fürs Oekonomische und entwickeltem sozialen Nerv verwarfen diese jungen Leute die romantische Phrasologie der älteren Generation und suchten dem Nationalismus einen sozialen Inhalt zu geben; die Agrarfrage, die Befreiung der unter feudalem Joch ächzenden Pachtbauern, erfaßten sie als das wichtigste Problem ihrer bosnischen Heimat. Drei geschichtliche Ereignisse waren es, die das Fieber dieser Jugend schürten. Die russische Revolution von 1905 lenkte sie von dem Vorbild der deutschen und italienischen Einigungskämpfe auf das Beispiel der Petersburger Sozialrevolutionäre und drückte ihr Herzog, Bakunins und Kropotkins Werke in die Hand; die Annexion Bosniens und der Herzegowina 1908 stachelte ihren Ingrimm, da sich die Wiener und Budapestener Machthaber mit diesem Akt auf die Dauer in den beiden in Kern und Hülle serbokroatischen Gauen einrichteten, und der erste Balkankrieg mit der raschen Befreiung Altserbiens und Mazedoniens 1912 entzündete in ihrer Seele hell die Flamme der Hoffnung auf Serbien als „Piemont des Südslawentums“.

Da seit Erlaß der Konstitution von Verfassung im Jahre 1910 die politischen Parteien noch tiefer in den Sumpf des Opportunismus waten und die Ohren der Bauernmassen sich als allzu stumpf für revolutionäre Werbung erwiesen, keimte unter dem Einfluß russischer Theorien die Ueberzeugung von der Heilwirkung der „individuellen Aktion“ in den Köpfen der „Mlada Bosna“ (Jungbosnien), die sich nicht nur aus Studenten und Mittelschülern, sondern auch aus Arbeitern und Kleinbürgern zusammensetzte. Nach russischem Muster bildeten sich Kružoci, Kreise, von denen keiner den andern kannte, aber in deren jedem die Bereitschaft zum Handeln lebte. Der die erste Probe aufs Exempel machte, Bogdan Scherajitsch, war Geist vom Geiste dieser Jugend:

am Tag der Landtagseröffnung feuerte er auf den Landeschef General Barcsch an alle Schüsse seines Revolvers bis auf den letzten ab, den er sich, nach verfehltem Anschlag, in die eigene Schläfe jagte. Diese Selbstaufopferung des nicht zwanzigjährigen wirkte mächtig auf seine Gesinnungsgenossen; mehr als alles andre hat Scherajitsch' Tat die Wendung „Jungbosniens“ zur terroristischen Taktik bestimmt und damit das Los Franz Ferdinands entschieden; der junge Mensch, dessen Kugeln am 28. Juni 1914 nur zu gut trafen, hatte am Tag vorher von seinem vergötterten Vorbild Abschied genommen, indem er sein Grab mit Blumen kränzte.

In die dumpfe, gärende Stimmung Sarajevos, die durch den politischen Druck im Lande und die steten Konflikte zwischen Wien und Belgrad erzeugt wurde, fiel im Frühling 1914 die Kunde von den bevorstehenden Wandern und dem geplanten Besuch des Thronfolgers. Da Franz Ferdinand nicht nur wegen seiner scharfen Gegnerschaft gegen Serbien, sondern mehr noch wegen seiner Realismuspläne, die das Südslawentum nicht einigen, sondern zerreißen, nämlich die Kroaten über die Serben, die Katholiken über die Orthodoxen erheben sollten, als der Feind galt, wurde die Nachricht in dem „Kreise“ um den Poeten Jovan Baragitsch und den früheren Lehrer Danilo Jlitich aufgeregt erörtert; am Ende schickte man die aus dem „Erbobran“ ausgeschrittene Notiz ohne ein Wort des Kommentars dem Buchdrucker Nedeljko Cabrinowitsch nach Belgrad; das war der erste Funke, aus dem der Brand auflodern sollte. Mit andern bosnischen Landsleuten hauste Cabrinowitsch in der Belgrader „Emigration“ in einer besondern Umgebung. Der „Goldene Hausfisch“, eine kleine Kneipe in dem „Grüner Kranz“ benannten Viertel der serbischen Hauptstadt, war ihr Standquartier, wo sie tagtäglich zusammenkamen: politische Flüchtlinge und geschafte Gymnasiasten von „drüben“, blutjunge Träumer und pulvergewohnte Wandenkämpfer, alle die Taschen leer und den Kopf voll. Als Cabrinowitsch in dieser mit Unruhe und Erwartung geschwängerten Luft den Zettel in der Hand hielt, erfaßte er ohne weiteres den geheimen Sinn der Sendung und fand sich, ein kränklicher, sentimentaler, für das Ungewöhnliche eingenommener junger Mensch, sofort bereit, Franz Ferdinand für die „Herausforderung“, am heiligen Trauertag des Serbentums, dem Vidoodan, als Triumphator in Sarajevo einzuziehen, zu „bestrafen“. Er schüttelte mehreren Kameraden sein Herz aus, und bald verband ihn mit Gavrilo Prinzip und Trifko Grabesich — beide Bosnier, beide Gymnasiasten, beide minderjährig — der Entschluß zu dem Attentat. Da alle drei arme Teufel waren, die nicht jeden Tag zu Mittag aßen und manche Nacht auf Promenadenbänken verbrachten, wendeten sie sich wegen der Waffen und Reifemittel an einen Landsmann und Stammgast aus dem „Goldenen Hausfisch“, Milan Ziganowitsch.

Seines Zeichens ein kleiner Beamter bei der Belgrader Eisenbahndirektion hatte sich Ziganowitsch als tüchtiger Wandenkämpfer gegen die Türken hervorgetan. Als Mitglied einer Geheimgesellschaft Ujodinjone ilis mrt (Einigung oder Tod) stand er einem der einflußreichen Leute dieser Organisation,

WENDEL

Herrmann

dem serbischen Major **Tankossitsch**, nahe, der auch in Mazedonien eine Bande geführt hatte. Selbst willens, das „nationale Beginnen“ zu fördern, überzeugte **Ziganowitsch** un schwer den Major, der bei geringer Intelligenz von patriotischem Fanatismus sprühte, daß es seine Pflicht sei, mit Bomben* und Brownings auszu- helfen. Während **Jewtitsch**, dessen **Sarajevski** A tentat eine bewegte Schilderung dieser Vorgänge umschließt, die Frage, ob sich **Tankossitsch** noch jemand anvertraut habe, offen läßt, schiebt sich in **Stanojewitsch** „Die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand“ eine andre Gestalt in den Vordergrund, die Seele des Geheimbundes Einigung oder Tod, der Generalstabs- oberst **Dragutin Dimitrijewitsch**. Wie einem Abenteuerroman entsprungen, hochgemut, feurig, ehrgeizig, voll Uebermenschen dunkel, mit Gewalt über die Herzen begabt, war **Apis**, wie von früh an sein Beinamen lautete, der geborne Verschwörer großen Stils, der den Lauf der Weltgeschichte durch Attentate zu beschleunigen dachte; in der historischen Juninacht von 1903 brachte er durch seine wilde Tatkraft das blutige Unternehmen gegen **Alexander und Draga** zum blutigen Ende und Komplotte 1911 gegen **Franz Josef** von Oesterreich-Ungarn, 1914 gegen **Ferdinand** von Bulgarien, 1916 gegen **Konstantin** von Griechenland werden ihm nachgelagt. 1911 gründete er, weil ihn der zwei Jahre vorher entstandene Nationalistenverein **Narodna Odbrana** zu legal, lau und langweilig zu sein dünkte, vornehmlich aus Offizieren des Geheimbund **Ujedinjenje ili smrt**; Ziel: Befreiung und Einigung aller Serben. Mittel: Revolver und Handgranate. Wappen: Totenkopf mit gekreuzten Knochen. Vorbild: die Carbonari im vormärzlichen Italien! Nach **Stanojewitsch** erfuhr **Dimitrijewitsch**, Chef der Nachrichtenabteilung des serbischen Generalstabes, im Juni 1914 vom russischen Generalstab vertraulich, daß auf der Zusammenkunft in **Konowitsch** **Wilhelm II** unmittelbaren Angriffsplänen **Franz Ferdinands** gegen Serbien zugestimmt habe; auch aus andern Meldungen gewann er den Eindruck, daß noch im Laufe des Jahres sein Vaterland dem Ueberfall durch die Donaumonarchie

preisgegeben sein werde. Später hat, im Juni 1924, sein Gefährte **Tscheda U. Popowitsch**, früher Oberst des 23. Infanterieregiments, in den Belgrader **Novosti** Bekennnisse **Dimitrijewitsch** wortgetreu wiedergegeben, dessen Gedanken damals alle, erst recht nach Anlage der Manöver in Bosnien, um die Möglichkeit freisten, des Erzherzogs vermutliche Kriegspläne zu vereiteln, weil Serbien, durch die Balkankriege ausgebliutet und ganz ungerüstet, bei einem Waffengang mit der benachbarten Großmacht sein staatliches Dasein aufs Spiel setzte. Darunter erzählte **Apis**:

Als ich in dieser geistigen Verfassung war, kam eines Tages **Silja** (**Tankossitsch**) in meine Kanzlei und sagte mir: „**Dragutin**, da sind ein paar junge Bosnier, die mir lästig fallen... Die Kinder wollen um jeden Preis eine große Tat verrichten. Sie haben gehört, daß **Franz Ferdinand** zu den Manövern nach Bosnien kommen wird, und bestimmen mich, daß ich sie dorthin gehen lasse. Was sagst du dazu? Soll ich sie lassen? Sie sind gut und zuverlässig. Ich habe es ihnen abgeschlagen, aber sie geben mir keine Ruhe. Ich schwankte einige Augenblicke und dachte: Es wird nicht gelingen. Wenn es jedoch zufällig doch gelänge, würde es einige Unannehmlichkeiten und Unruhe geben — aber wir wären gerettet... Und ich sagte: „Gut, **Silja**! Laß sie!“

Dies die Rolle des **Dragutin Dimitrijewitsch**, den zur Tat bereits entschlossenen Bosniern durch **Tankossitsch** Waffen auszuhandigen und auf Schleichpfaden durch „Kanäle“ den Weg über die Grenze zu bahnen. Nach **Stanojewitsch** Darstellung teilte **Apis** dem Ausschuss des Geheimbundes am 15. Juni mit, was mit seiner Hilfe im Gange sei, hieß aber, von seinem blinden Werkzeug **Tankossitsch** abgesehen, auf so einmütigen Widerspruch, daß er versprach, die Ausführung der Tat zu hindern.

Schon lange vor **Stanojewitsch** Schrift wurde **Dimitrijewitsch** von nationalistischen Blättern wie **Beogradski Dnevnik** als „Organisator“ des Attentats von **Sarajevo** gefeiert, auch erinnerte der frühere Minister **Stojan Protitsch** 1922 in seinem „**Radikal**“ daran, daß ein schriftliches Eingeständnis des Obersten über seine Teilnahme an der Ermordung des Erzherzogs vorliege. Dieses Dokument gelangte aber nie an die Öffentlichkeit. Dafür wurde die Schilderung **Stanojewitsch**, obwohl er sich bei den überlebenden Mitgliedern von „Einigung oder Tod“ unterrichtet hatte, von Freunden **Dimitrijewitsch** der Parteilichkeit und Ungenauigkeit geziehen. **Dr. Milovan Srba** bestritt in der „**Prager Presse**“ vom 25. Juli, 1924 aufs lebhafteste, daß **Apis** für die Unterweisung der Attentäter im Waffengebrauch gesorgt und der Ausschussigung des Geheimbundes den geplanten Anschlag enthüllt habe; als der Oberst sich 1917, wegen Hochverrats in gerichtlicher Untersuchung, als Urheber des Attentats von **Sarajevo** hingeleitet habe, hätten **Ziganowitsch** und ein anderer Verschwörer von 1914, **Scharak**, ihm sagen lassen, wenn er die Behauptung nicht zurückziehe, würden sie nebst andern bosnischen Emigranten vor den Schranken klipp und klar beweisen, daß er von dem Komplott gegen **Franz Ferdinand** keine Ahnung gehabt habe.

Herrscht also zwischen den Verehrern **Dimitrijewitsch** und den Anhängern der „**Mlada Bosna**“ ein gewisser Rangstreit um das „**Verdienst**“ an der Bluttat, so entsprang das Attentat doch zweifellos aus der Stimmung der bosnischen revolutionären Jugend; in ihren Hirnen keimte der Wille, in ihren Tüpfeln lag die

Ausführung. Nach den bis heute erschlossenen Quellen hat **Dimitrijewitsch** recht, wenn er die Initiative für **Sarajevo** weder bei **Ziganowitsch**, noch bei **Tankossitsch**, noch bei **Dimitrijewitsch** findet:

Auch wenn **Tankossitsch** in Einschätzung der Gefahren des Unternehmens und seiner eventuellen Folgen verfehlt hätte, das Attentat zu verhindern, hätte sich an der Sache nichts geändert. Es wäre ausgeführt worden; ob mit oder ohne Erfolg, ist die Frage. Aber ausgeführt hätte es irgendeiner von den Mitgliedern der „**Mlada Bosna**“, **Danilo Iltitsch** oder **Mihailo Putschara** oder **Lasar Djukitsch** — an den Personen lag es nicht. Und zugleich ohne „**Mitteln**“ aus Serbien: Revolver waren auch in Bosnien zu finden. Tatsache ist, daß die Stimmung des Haupt, freies“ von „**Jungbosnien**“ für das Attentat war, und das Attentat wäre von selbst gekommen, nicht nur als Nachwerk, sondern auch als psychologisches Bedürfnis des Aufstrebens in einer ersticken Atmosphäre.

Der beste Beweis; als sich die **Princip**, **Cabriniwitsch** und **Grabesch** mit ihren Bomben und Brownings über die Grenze gestohlen hatten, hielt, ungeduldig geworden, **Danilo Iltitsch** schon zwei andre Gruppen von Attentätern für den 28. Juni bereit.

WENDEL, Hermann

Das Attentat von Sarajevo.

Eine historisch-kritische Untersuchung von Hermann Wendel.

3. Die serbische Regierung.

Für Belgrad ist es die höchste Zeit, einzusehen, daß ferneres Schweigen über diesen Gegenstand im Ausland als Schuldbekennnis aufgefaßt würde.

Seton Watson in „Politika“, 10. Mai.

Daß, selbst wenn der Oberst Dimitrijewitsch der „Organisator“ des Attentats von Sarajevo wäre, die serbische Regierung in den Mordschlag nicht eingeweiht war, dafür gibt es einen hündigen Beweis. Wie weit die offiziellen Gewalt anfangs das Treiben des Geheimbundes „Einigung oder Tod“ duldeten, sieht dahin; aber im Frühjahr 1913 warf sich zwischen beiden ein ernster Zwiespalt auf, da im Gegensatz zum Kabinett die von Apis geleitete Offiziersorganisation, mehr auf Bosnien als auf Mazedonien erpicht, für Zugeständnisse an Bulgarien war. Das prätorianerhafte Auftreten der hinter Dimitrijewitsch geschulten Offiziere, die durch die Siege im Balkankrieg übermäßig geworden, nach preußischem Muster den Vorrang vor den Zivilbehörden heischten, verschärfte im Frühjahr 1914 den Konflikt aufs äußerste. Protitsch, Minister des Innern im Ministerium Basic, ging mit Schließung ihres Klubgebäudes gegen die vom Volksmund „Schwarze Hand“ genannte Vereinigung vor, während sich Dimitrijewitsch mit den Oppositionsparteien unter eine Decke steckte und nach Meinung der Radikalen sogar einen Militärputsch plante. Gespannter konnte kein Verhältnis sein als das zwischen Basic-Protitsch haben und Dimitrijewitsch-Tenkoffitsch drüben; die Annahme, daß diese jene ins Vertrauen hätten ziehen können, gehört in den Bereich der Groteske. In dem Prozeß gegen die Attentäter von Sarajevo wurde denn gar nicht versucht, die serbische Regierung zu belasten, und der Untersuchungsrichter gegen Prinzup und Genossen, Pfeiffer, bekundete im August letzten Jahres im „Hrvat'ski Glas“, alle seine Bemühungen hätten zu dem unwiderleglichen Ergebnis geführt, daß das amtliche Serbien von dem Attentat nichts gewußt habe.

Der Konflikt zwischen „Schwarzer Hand“ und radikaler Partei aber spann sich bis in den Weltkrieg fort. Unter der Anklage, im September 1916 durch einen Anschlag auf das Leben des Prinzregenten Alexander den Sturz der Regierung und die Errichtung einer Offiziersdiktatur vorbereitet zu haben, wurde Dimitrijewitsch mit einer Anzahl Gefährten einige Monate darauf in Saloniki verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurteilt und am 26. Juni 1917 erschossen. Darüber brach die zu Kriegsbeginn gebildete Koalitionsregierung auseinander, und heute noch ist der geheimnisvolle Saloniker Prozeß eine offene Wunde am politischen Leibe Südslawiens. Die Radikalen nämlich verdächtigten Apis, nach der Macht gegriffen zu haben, um zu einem Sonderfrieden mit Deutschland die Brücke zu schlagen und räumen ein, daß eine Vergnabigung ausgeschlossen gewesen sei, weil der Oberst die Verantwortung für die Ermordung Franz Ferdinands auf sich genommen habe. Umgekehrt behaupten seine Anhänger, daß die radikale Partei auf einen Sonderfrieden mit Oesterreich-Ungarn ausgegangen sei und Dimitrijewitsch wegen der Tat von Sarajevo auf dem Altar der zu erwartenden Verhandlungen mit Wien geopfert habe. Erst mit der Aufhellung dieser dunklen Angelegenheit wird auch die Rolle Dimitrijewitsch' am 28. Juni 1914 aus dem Zwielt der Vermutungen und Besichtigungen herausgetreten.

Schon am Tage nach dem Attentat war auch in der deutschen Presse die Rede von einer Warnung des serbischen Gesandten in Wien vor der Reise des Thronfolgers nach Sarajevo und am 7. Juli bestätigte Basic in einem Interview, daß seine Regierung die zuständigen Stellen der Donaumonarchie rechtzeitig habe warnen lassen. In der Kriegsliteratur der Entente ging diese Behauptung ein, aber bei den Mittelmächten zog niemand den naheliegenden Schluß, daß, wer warnt, weiß; denn Berchtold und sein Schwarm leugneten die Tatsache der Warnung überhaupt. Ein schärferes Bild davon ergab sich, als der Radikalführer Djuba Jowanowitsch im vergangenen Sommer in einem Gedächtniswert zur zehnten Wiederkehr des Kriegsausbruches persönliche Erinnerungen an 1914 veröffentlichte. Dort berichtete er, Ende Mai oder Anfang Juni (alten Stils) mit den andern Ministern von Pasitsch vernommen zu haben, „daß einige Personen im Begriff seien, nach Sarajevo zu gehen um Franz Ferdinand zu ermorden, der zum feierlichen Empfang am Vidoban dahin kommen sollte.“ Der europäischen Öffentlichkeit wurde diese Erzählung durch die „Frankfurter Zeitung“ vom 25. Juli 1924, erschlossen, ohne daß jemand viel Wesens davon gemacht hätte; die Kreise hinter der „Kriegsschuldfrage“ lesen anscheinend die Blätter der Linken nicht aufmerksam. Erst als im November Miß Durham bei Jowanowitsch' Auszeichnungen einhafte, um eine ihrer üblichen pathetischen Anklagen gegen Belgrad loszulassen, wurde auch die „Kriegsschuldfrage“ nunter und der Frontalangriff der deutschen Kriegsschuld-Philologen gegen die serbische Regierung begann. Aber auch wer ohne vorgefaßte Meinung jener Äußerung naht, vermag ihre Bedeutung nicht zu leugnen.

Als Journalist und Parlamentarier, Universitätsprofessor und Minister a. D. ist Jowanowitsch ganz gewiß nicht ein Wirtkopf, der nicht wußte, was er sagte. Sein Zeugnis legt beymach fest, daß wirklich dem Kabinett Basic von dem geplanten Anschlag auf den Erzherzog vorher etwas bekannt gewesen ist. Unternahm es nichts oder nicht Genügendes, die Bluttat zu hindern, so fällt schwerer Vorwurf auf sein Haupt, denn die Sophistik der Belgrader Zeitschrift „Pokret“, daß die serbische Regierung nicht moralisch gebunden sei, um den Todfeind des Serbentums väterliche Fürsorge zu entfalten, ist eben Sophistik. Für eine Regierung gilt kein anderer moralischer Maßstab als für den Privatmann, und wenn für diesen, falls er als Mitwisser eines geplanten Verbrechens nicht der Behörde oder dem Bedrohten Anzeige erstattet, der Paragraph 139 des deutschen Strafgesetzes Gefängnis bereit hat, so liegt auch jener die gleiche Pflicht ob.

Zur Erfüllung des Tatbestandes dieses Paragraphen gehört die „glaubhafte Kenntnis“ von dem vorbereiteten Verbrechen. Woher Pasitsch seine Wissenschaft hatte, ist bis heute unbekannt. Da er nicht von den Beteiligten eingeweiht sein konnte, war er auf Gerüchte oder Polizeiberichte angewiesen. Vor dem Kriege war Belgrad eine Kleinstadt, und was für den ziemlich ausgedehnten Kreis der bosnischen Emigranten und andern Stammgäste im „Goldenen Saifisch“ kein

Geheimnis war, vermochte leicht zu andern Ohren zu bringen. Zowanowitsch erklärte als Ergänzung zu seinen Aufzeichnungen einem Ausfrager des „Figaro“, daß die Kenntnis der Regierung aus „einigen sehr unbestimmten Denunziationen“ geflossen sei und nannte in „Novi Zivot“ die Voraussetzung unbegründet, „daß die serbische Regierung damals alles getuscht habe, was sich gegen das Leben des habsburgischen Erzherzogs vorbereitete“. Vielleicht war das, was Pasitsch irgendein Wind zutrug, hinreichend bog, aber jedenfalls kannte die Regierung die Gruppe, die die Tat rüstete, und den Tag, für den sie rüstete.

Daß sie aber die Dinge nicht mit gekreuzten Armen laufen ließ, sondern dem rollenden Rad in die Speichen zu greifen versuchte, ergibt sich aus Zowanowitsch' Notizen:

Sowohl Herr Pasitsch als auch wir andere sagten, man müsse den jungen Leuten, die dieserhalb aus Belgrad kämen, das Ueberstreifen der Grenze verwehren, und Protitsch erhielt den Auftrag, den Grenzbehörden an der Drina entsprechende Weisung zu erteilen. Aber diese Grenz„behörden“ gehörten selbst der Organisation an, führten Protitsch' Befehl nicht aus und meldeten ihm, wie er uns später mitteilte, daß ihnen die Weisung spät zugegangen sei und daß sich jene jungen Leute schon über die Grenze gemacht hätten. So scheiterte der Versuch der Regierung, die Ausführung des Anschlages zu verhindern.

Später fügte Zowanowitsch hinzu, die Oesterreicher hätten 1914 bei der ersten Besetzung von Loznitz im Tagebuch des serbischen Grenzsoldaten Kostja Lodorowitsch den strengen Befehl des Kriegsministers Obersten Dusan Stefanowitsch gefunden, „den erwähnten Jünglingen aus Bosnien das Ueberstreifen der Grenze zu verwehren“.

Wendet man sich der Warnung der serbischen Regierung in Wien zu, verfängt sich der Fuß sofort in ein Gestrüpp von Widersprüchen. Stojanowitsch bekundet, daß das Belgrader Kabinett seinen Gesandten in Wien amtlich beschieden habe, Bericht vor der Fahrt Franz Ferdinand's nach Sarajevo zu warnen, und behauptet unter Anführung des Registerzeichens, daß darüber im Archiv des österreichischen Ministeriums des Aeußern ein Akt liege; als dieser Fingerzeig einer Polemik über die „Kriegsschuldfrage“ führte wurde seinem Vertrauensmann Dr. Heinrich Kanner die Einsicht in die Akten allerdings verweigert. Aus dem Frühjahr 1924 gibt es ein Geständnis Leopold Mandl's, schon während des Krieges von dem Presschef des gemeinsamen Finanzministeriums erfahren zu haben, daß eine Warnung der serbischen Gesandtschaft an den Finanzminister Bilinski ergangen sei. Etliche Wochen danach offenbarte ein früheres Mitglied der serbischen Gesandtschaft, Djordje Jossimowitsch, in der „Wiener Sonn- und Montag-Zeitung“, daß sich der Gesandte Zoha Zowanowitsch am 21. Juni 1914 des drei Tage vorher von Pasitsch erhaltenen Auftrages zur Warnung bei Bilinski entledigt habe. Zugleich erklärte der Gesandte Zowanowitsch selbst im „Neuen Wiener Tagblatt“, daß er auf eigene Faust Bilinski eine allgemein gehaltene Warnung übermittelt habe. Zuba Zowanowitsch dagegen erwähnte in seinen 1924 veröffentlichten Erinnerungen, daß der Gesandte auf eigene Initiative Schritte in Wien unternommen habe, und versichert 1925 dem „Figaro“-Mann, daß das Belgrader Kabinett ihn zu seiner Warnung veranlaßt habe. Seton Watson wiederum, der bekannte britische Balkankenner und Südslawenfreund, bestritt „auf Grund von Zeugnissen aus erster Hand“, daß Belgrad eine solche Anweisung erlassen habe.

Da sich aus diesen einander widersprechenden Zeugnissen ein klares Bild über Herkunft und Art der Warnung nicht gewinnen läßt, hält Seton Watson den Belgrader Machthabern sehr entschieden vor, daß vor ihnen „amtliche Erklärungen in kategorischem Ton“ er-

wartet würden. Aber in seiner halborientalistischen Lässigkeit hat Pasitsch anscheinend die ganze Sache immer sehr leicht genommen. Nach dem 28. Juni tat er nichts, sich der Tankositsch und Ziganowitsch zu versichern, obwohl sie sofort als Mitschuldige genannt wurden; sein Glaubenswort von 1914 war das Dürftigste vom Dürftigen, und auch jetzt hüllt er sich trotz aller Aufforderungen, die auch aus dem eigenen Lande kommen, in beharrliches Schweigen. Mit dem Verlangen, daß sämtliche Geheimakten und -Berichte von 1903 bis 1914 wie auch der vertrauliche Briefwechsel zwischen Belgrad und Petersburg veröffentlicht und so der Prüfung durch die Geschichte eröffnet werden, steht der angesehenene „Srbski Knjizevni Glasnik“ nicht allein da. Aber alle Kenner der Verhältnisse, mögen sie auch die erbittertesten innerpolitischen Feinde Pasitsch sein, decken sich in ihre Meinung etwa mit der Ugramer „Nova Evropa“, die auch die Radikalen grimmig befiehlt:

Nach allem, was man heute weiß und was sich be weisen läßt, war die Regierung Pasitsch zusammen mit Zuba Zowanowitsch weder in dieses Attentat verwickelt noch konnte sie viel davon wissen... Pasitsch und Zowanowitsch tragen weder die Schuld noch haben sie ein Verdienst an dem Attentat von Sarajevo und den Ereignissen danach... Von den Vorbereitungen zum Attentat konnten sie, und auch das nur privat und einzeln, nicht die Regierung durch ihre Organe, gerade so viel wissen, wie wir alle ändern mehr oder minder unterrichteten Sterblichen in Belgrad, mit denen die Verschwörer und bosnischen Exponenten in Berührung kamen. Und das war, in der Tat, nicht genug, um amtliche Notizen mit Berichten über so delikate und zweifelshafte Dinge an Oesterreich oder gar an die anderen Mächte zu richten; solche Notizen wären unter den obwaltenden

Umständen eher als Probolation, denn als freundschaftlicher Akt aufgenommen worden.

Wie dem aber sein mag, die Belgrader Regierung hat vor Europa die Pflicht, endlich das Schweigen zu brechen, das ihr selbst am meisten schadet, und im Dienst der historischen Wahrheit ihren Geheimtätenshrank aufzulassen.

Nr.: 103 TAG: 26. 7. 1925

Das Attentat von Sarajevo.

Eine historisch-kritische Untersuchung von Hermann Wendel.

4. Der Ballhausplatz.

Für Oesterreich-Ungarn handelte es sich nicht um die Entgeltung für den Mord, es handelte sich vielmehr um die höchst praktische Bedeutung des Prestiges einer Großmacht.

Conrad v. Hötzendorf

Aus meiner Dienstzeit, IV.

Durch die Art, wie sie auf das Attentat von Sarajevo reagierten, stellten sich die Machthaber der Donaumonarchie ins historische Unrecht, denn mit diesem wie mit jedem andern Teil ihrer Südslawenpolitik vertraten sie eine Familie gegen zehn Millionen Menschen, dynastische Selbstsucht gegen Volkswillen, pragmatische Sanktion gegen nationales Erwachen, Mittelalter gegen zwanzigstes Jahrhundert; wer Berchtolds Vorgehen im Prinzip rechtfertigt, erteilt nachträglich auch allen Rücken und Läden, mit denen die Metternich und Schwarzenberg die deutsche und italienische Einheit zu hindern suchten, seinen Segen. Aber auch auf das formal Juristische hin angesehen, das den deutschen Schuldfragestäubchensiebern mehr am Herzen liegt als das Historische, befand sich der Ballhausplatz im Unrecht.

Ist das Verhalten der serbischen Regierung vor dem Attentat nicht völlig aufgehellt, so liegt das Benehmen der k. und k. Behörden erst recht in geheimnisvollem Dunkel. Was es auch mit dem Schritt des Gesandten Romanowitsch auf sich hat, an Warnungen überhaupt vor der Fahrt des Erzherzogs fehlte es nicht; sie stammten aus Sarajevo, Ugram und Wien, sie ergingen an das Ministerium des Auswärtigen, an das Oberhofmeisteramt in Belvedere und an andre Behörden, sie waren amtlich und privat. Besonders eindringlich lauteten, wie Richard Wiener im August 1923 in der „Frankfurter Zeitung“ zu berichten mußte, die Abmahnungen der bosnischen Landesregierung, die bei Erhebungen über die Volksstimmung in beiden Provinzen zu niederschmetternden Ergebnissen gelangt war. Aber als Antwort kam von oben herab nur ein scharfer Verweis: die Reise des Thronfolgers sei ausschließlich eine militärische Angelegenheit; eine Verantwortung der Zivilbehörden werde weder gewünscht noch gern gesehen; sie hätten sich in die Sache nicht einzumengen, vor allem aber unerbetene Warnungen zu unterlassen. Von diesen und andern Warnungen manches bis zu den Ohren Franz Ferdinands durchsickerte, trat er mit dem äußersten Unbehagen und nicht verhehltem inneren Widerstreben die verhängnisvolle Fahrt an.

Auch an Sicherheitsvorkehrungen mangelte es auf einem unterwühlten Boden wie dem Sarajevo's so gut wie ganz. Bei einem früheren Besuch des Kaisers wurde die ganze Stadt abgesperrt, alles, was entfernt „verdächtig“ ausah, von der Straße ferngehalten, und durch ein dichtes Spalier von Soldaten, die mit dem Gesicht der gaffenden Menge zugekehrt waren, der Weg gesäubert; bei der Anwesenheit des Erzherzogs das genaue Gegenteil: die Stadt von der Garnison entblößt, die angeforderten Polizeizeugenen abgelehnt, selbst nach dem ersten mißglückten Anschlag noch eine Sorglosigkeit und Lässigkeit sondergleichen. Und nachher eine Schonung der Verantwortlichen, die dem deutschen Botschafter Tschirschky die nachdenkliche Bemerkung entlockte: „Wenn in irgendeinem Bahnhof ein Erzherzog durch einen Fliegenstich verletzt würde, müßte es der Stationschef unter Umständen sogar mit seinem Posten büßen. Doch für die Treibjagd in den Straßen von Sarajevo krümmt man niemand ein Haar.“ Ob diese Summe von Unbegreiflichkeiten nur durch den eifersüchtigen Widerstreit zwischen militärischen und zivilen Machthabern in

Bosnien oder auch noch anders zu erklären ist, das zu erforschen wäre für jedermann ein verdienstvolleres Unternehmen als der ewig vergebliche Versuch, den habsburgischen Mohren weizuwaschen.

Denn die 1919 veröffentlichten Dokumente vom Ballhausplatz tun unwiderleglich dar, daß zwischen Attentat und Krieg keineswegs das Verhältnis von Ursache und Wirkung bestand. Am Tage nach der Tat meinte Berchtold noch, daß man den Ausgang der Untersuchung abwarten müsse. Aber sie förderte schon deshalb nichts zutage, weil die österreichisch-ungarischen Behörden trotz oder eher wegen aller ihrer Spiegel und Späher von den Zuständen im slawischen Süden, namentlich in Serbien, nur ein ganz verschwommenes Bild hatten; während die Narodni Odbrana und die Schwarze Hand scharfe Gegensätze bildeten, hielt der Staatsanwalt im Attentäterprozeß diese für eine Unterabteilung jener, und in allen Akten und Artikeln häuften sich die Anschuldigungen gegen die Narodni Odbrana, die mit der Ermordung Franz Ferdinands nicht mehr zu tun hatte als die Schlaraffia. Was aber der Ballhausplatz am 14. Juli durch seinen nach Sarajevo entsendeten Sektionsrat Wiesner über die Untersuchung erfuhr, war für Serbien alles andre als belastend: „Mitwisserschaft der serbischen Regierung“, sagte das Telegramm, „an der Leitung des Attentats oder dessen Vorbereitung und Beistellung der Waffen durch nichts erwiesen oder auch nur zu vermuten. Es bestehen vielmehr Anhaltspunkte, dies als ausgeschlossen anzusehen.“ Berchtold selbst war denn der Meinung, daß das Attentat den Belgrader Machthabern höchst unwillkommen gewesen sei, und des Ministers rechte Hand, Graf Sponos, bekannte später, er habe nie geglaubt — nie! also auch im Juli 1914 nicht —, „daß die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand von maßgebender Stelle in Belgrad oder in Petersburg aus vorbereitet oder gewollt worden“ sei. Schauerliche Vorstellung: während die Masse der Spießbürger durch die wilde Heze einer vom Ballhausplatz mit Stichworten versehenen Presse („Reichspost“! Red.) bis zur Tollwut gegen Belgrad aufgepeitscht wird, sind die Drahtzieher der verbrecherischen Mache von der Verlogenheit ihres eigenen Manövers überzeugt!

Für sie war das Attentat von Sarajevo eben nur ein erwünschter „Anlaß“, eine gesunde „Gelegenheit“, den seit lange geplanten Krieg gegen Serbien vom Zaune zu brechen; was sie 1912 und 1913 vorhatten, führten sie 1914 aus, weil sie, vornehmlich durch den Tod

der Herzogin von Hohenberg, vor Europa in einer „glänzenden moralischen Position“ zu sein wählten. Aber von einer Sühne für das Verbrechen ging in der entscheidenden Sitzung des Ministerrates für gemeinsame Angelegenheiten am 7. Juli 1914 nicht mit einer winzigen Silbe die Rede; Beratungsgegenstand war nur, ob der Augenblick günstig sei, „Serbien durch eine Kraftäußerung für immer unschädlich zu machen“. Ein monomaner Wille zum Krieg sprach aus allen Äußerungen, die in diesem diplomatischen Verbrecherteller fielen, und es ist wirklich ein müßiger Scherz, herumzuräkeln, wie es zuweilen geschieht, ob die Forderungen des Ultimatums „berechtigt“ waren und ob Belgrad sie annehmen konnte, denn ursprünglich bestand die Absicht, ohne diplomatisches Vorspiel und ohne Kriegserklärung frisch und fröhlich über Serbien herzufallen und die auf Tiszas Einspruch beschlossene „befristete Note“ sollte nur der Fidiibus sein, das Kriegsfeuer zu entzünden. Alle die hochgeborenen und hochwohlgeborenen Herren, mit einziger Ausnahme des ungarischen Ministerpräsidenten, stimmten darin überein, daß „ganz unannehmbare Forderungen an Serbien gestellt werden müßten, damit es bestimmt zum Kriege kommt“. Tisza traf ins Schwarze, wenn er sagte, im Ministerrat sei die Absicht gereift, „den Krieg mit Serbien zu provozieren“, und auch der Gesandte in Rom, Wiercy, sprach logisch von dem Vorhaben des Ballhausplatzes, den kriegsrißigen Konflikt zu „forcieren“. So unbedingt war der Kriegswille der Wiener Gewalthaber, daß sie auch der Gedanke an den Weltkrieg nicht für eines Atemzuges Länge von ihrem freveln Beginnen abhielt; Berchtold erklärte nach Aussage des unforrigierten Protokolls am 7. Juli mit kühler Ruhe, „daß der Krieg mit Rußland infolge unseres Einmarsches in Serbien sehr wahrscheinlich sei“ und Czernin bezeugt: „Zweifel darüber, daß der serbische Krieg den russischen nach sich ziehen werde, dürfte Berchtold nicht gehabt haben.“ Aber, der Rückendeckung durch Potsdam gewiß, sorgten sich die Verantwortlichen am Ballhausplatz einzig darum, daß ihnen durch Nachgiebigkeit Serbiens der Krieg in letzter Minute entgleiten könnte, und schliffen und spitzten deshalb die Note an Belgrad so zu, daß der Erfolg eintreten mußte; sich die Hände reibend, stellte jener Graf Gopoz von den Forderungen des Ultimatums fest, daß „ein Staat, der noch etwas Selbstbewußtsein und Würde habe, sie eigentlich unmöglich annehmen könne“. Die schüchternen Einwendung der Belgrader Regierung gegen einen der elf Punkte, die sie alle sonst schluckte, genügte zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen, und indem er sich die Meldung von einem Ueberfall serbischer Banden auf bosnisches Gebiet und einem Feuergefecht mit mehreren hundert Opfern aus den Fingern sog, erschlich sich der edle Graf Berchtold durch dreiste Lüge von Franz Josef die Unterschrift zur Kriegserklärung.

Wenn die Wahrung des österreichisch-ungarischen Großmachtprestiges, alsobarer blanker Machtwahn, für Conrad der triftige Kriegsgrund war, so herrschte bei den habsburgischen Machthabern wohl auch die Meinung, daß die Donaumonarchie, in deren Eingeweiden die Südslawenfrage täglich gefährlicher wühlte, nur durch ein großes Blutbad zu retten sei. Aber daß sie dieses Problems nicht anders Herr zu werden vermochten, ist ihre ureigene Schuld. Die trostlose Verfahrenheit der Lage dient ihnen nur soweit als mildernder Umstand wie einem Geschäftsmann, der, durch eigene Niederlichkeit zahlungsunfähig geworden, sein Haus anzündet, um der Bankrotterklärung auszuweichen und damit die ganze Straße in Brand steckt.

Die erste Tank Schlacht.

Im August 1918 drangen die ersten Gerüchte von einer Massenverwendung der Tanks in das Hinterland. Das neue Kriegsinstrument war schon längere Zeit vorher aufgetaucht. In irgend einem deutschen Arsenal rostete ein verbessertes Mustereemplar, von einem Grazer Ingenieur für die deutsche Militärverwaltung hergestellt. Man hatte keinen Wert darauf gelegt. Besondere Tankabwehrgeschütze sollten genügen. Der Angriff sollte wie bisher offen vorgehen.

Da setzte am 8. August vor Amiens bei den englischen Truppen eine Offensive ein. Nach einer Vorbereitung aus 2000 Geschützen rückten früh morgens um 5 Uhr die Tanks vor, nicht mehr einzeln wie bis dahin, als wandernde Festungspunkte für den Infanterieangriff, sondern in langer geschlossener Reihe. Sie waren kleiner als die ersten, beweglicher. Von 415 dieser Geschütztürme mit dem Raupengang, die zusammen den Vormarsch begannen, stieg die Zahl in den nächsten Tagen auf 688 Stück. Bolle acht Tage wälzte sich diese Linie wandernder Kleinfestungen vorwärts. Erst am 16. August kam die Offensive zum Stillstand. 10 bis 11 Kilometer, an einer Stelle, wo die Australier standen, sogar 14 Kilometer waren die englischen Linien vorgedrungen. 38.500 Gefangene, davon 21.850 durch die Engländer, der Rest durch die anschließenden Franzosen, waren das weitere Ergebnis. Dazu 800 erbeutete Geschütze. In Fromerville hatte man den Stab des 51. deutschen Armeekorps überrascht und gefangen.

Auch gegen diese Kleintanks haben die Deutschen später ihre Abwehrmethoden verbessert, so daß die neue Waffe viel von ihrer Gefährlichkeit verlor. Die Tank Schlacht vor Amiens gab den Alliierten an Gelände nur einen Bruchteil von dem zurück, was die deutschen Offensiven im Frühjahr und Sommer gewonnen hatten. Trotzdem registrieren die Engländer heute diesen Sieg als den entscheidenden im ganzen Kriege. Verdun, die verschiedenen gelungenen Russenoffensiven,

sogar das vollkommen geglückte und am Schluß so gewinnbringende Salonikiunternehmen verblissen in der englischen Geschichtsschreibung gegenüber dem Erfolg, den England am 16. August buchen konnte, und je länger es her ist, desto mehr wird dieser Teilsieg der Tanks hervorgehoben, als habe er den Umschwung gebracht und den schließlichen Ausgang entschieden. Der Grund ist nicht etwa, daß es den Engländern bisher nie gelungen war, gegen die Deutschen annähernd ähnliche Erfolge zu erzielen. Der Grund ist ein politischer.

In Deutschland hat man von Anbeginn fasziniert nur auf die militärische Lage geblickt. Das Militär kümmerte sich nicht um die Politik der Feinde und die Regierung erwartete alle Lösungen immer wieder vom Militär. Man wußte wohl von inneren Schwierigkeiten auch der englischen Regierung; man wußte, daß es die Engländer nicht gewagt hatten, in Irland die allgemeine Dienstpflicht durchzusetzen. Aber was hatte das zu sagen gegenüber der Lage an der Front! Allerdings war unser Nachrichtendienst aus dem feindlichen Ausland langsam und beschränkt. Ich habe eine Zeitlang im deutschen Kriegspresseamt, das unabhängig vom Auswärtigen Amt und Kriegsministerium direkt unter dem Hauptquartier stand, in der englischen Abteilung gearbeitet. Das Amt war glänzend organisiert, hatte sorgfältig ausgewählte Kräfte; jeder stand an einem Plage, wo er etwas Besonderes leisten konnte. Der Stab war klein, die Arbeit intensiv und schnell. Aber die Nachrichtenbeschaffung war schwierig und dürftig. — In Italien war der Kriegsg Geist

im August 1918 völlig verbraucht; das Land war müde bis zur Ungeduld. Bei den Franzosen war die Stimmung noch trostloser, und in Frankreich schlägt Mismut noch leichter in Empörung gegen den Regierungszwang um als bei den Italienern. Wäre Frankreich nicht damals erfüllt gewesen von den Hunderttausenden von Amerikanern, die mit einer hochmütigen, aber immerhin eindrucksvollen Siegesgewißheit überall sich breitmachten, ihre unerschöpflichen Ladungen von Kriegsmaterial verfrachteten, ohne jede Rücksicht auf Kosten zu griffen — das französische Volk hatte den Krieg satt bis zur Wut auf die Führer. Da war es, eben im August 1918, auch in England losgegangen; die Begeisterung für die Belgier war dort längst in bittere Kritik gewandelt. Heerführer, Militärverwaltung, Admiralität wurden heftig getadelt, weil sie nichts fertig brachten, trotz ungeheurer Ausgaben. Schließlich brach die Unzufriedenheit los. Anfang August streikten in England die Munitionsarbeiter, die Bergarbeiter und die Transportarbeiter. Die stärksten Nerven sollten den Krieg gewinnen — nun verlor das englische Volk die Nerven. Damit hatte man nicht gerechnet. Wir haben damals keine Ahnung gehabt, in welcher schauerhaften Lage die englische Regierung in diesen Augusttagen war. Noch heute sprechen Engländer mit Ausländern nicht gern davon. Man beschwor die Arbeiter mit rührenden Worten: veratet doch nicht eure Brüder an der Front! Man bettelte, drohte — umsonst. Es kam schon zu gefährlichen Sabotageakten. In der Masse, die man in England seit Jahrhunderten nur als stolzen Träger der Parlamentsgewalt gekannt hatte, fing es an zu gären, gegen alle Vernunft, gegen alle Voraussicht, unfassbar, unberechenbar.

Da kam der Sieg von Amiens. Ein kleiner, aber ein ehrlicher, wirklicher Sieg. Welches Volk, das Krieg führt, hat je der Zauberwirkung eines Sieges widerstanden? Die Nerven wurden wieder gesund und blieben die paar Wochen gesund, die es dauerte, bis sie bei dem deutschen Volk zusammenbrachen. Deshalb konnte die Tankschlacht am 16. August, nach nur 10 Kilometer Terraingewinn, ruhig abgebrochen werden. Sie hatte ihren Zweck erfüllt. Wir haben das damals nicht sehen können. Noch heute kümmert sich unsere Kriegsgeschichte wenig um die innere Lage in den feindlichen Ländern hinter der Front. Der vielzitierte Dolchstoß drohte auch den Feinden, früher, gefährlicher als uns. Das Zeitalter, in dem ein paar Führer willenlose Massen gegen-

einander auspielen, ging zu Ende. Das englische Volk hat sich im August 1918 noch einmal seinen Führern unterworfen. Aber es hat seine Macht kennen gelernt. Es ist nicht das letztemal gewesen, daß die Regierung trotz Parlamentsmehrheit gegen das Gären der Massen streiten mußte. Auch in diesem August hat die englische Regierung direkt mit den Arbeitern verhandelt, hat gebettelt, gedroht und hat schließlich nach-

gegeben. Sie hatte keine Telegramme über gewonnene Quadratkilometer und Tausendzahlen von gefangenen Feinden zur Verfügung. Der Kampf ist nicht zu Ende. Er muß mit inneren Mitteln ausgefochten werden. Das ist schwieriger. Dieselben Wolken, die damals durch den Erfolg der Tankschlacht zerstreut wurden, stehen wieder drohend am englischen Horizont.

Univ.-Prof. Dr. D u n g e r n.

Grodel.

Zum Regimentsfeiertag des A.-S.-R. 10

Der 8. September wird wieder die Erinnerung an jene schweren und unbergelichen Schlachttage auslösen, die vor nunmehr elf Jahren für so viele tapfere steirische Herzen die letzten ihres jungen Lebens waren und die unter dem Namen der Schlacht von Grodel (8. bis 12. September 1915) in das Buch der Weltgeschichte eingeschrieben sind. Möge es anlässlich dieses Tages einem Offizier des Alpenjägerregimentes Nr. 10, das die stolze Pflicht hat, die Traditionen der einstigen steirischen Truppenkörper der alten Armee zu pflegen, vergönnt sein, für eine kurze, nachdenkliche Stunde die Erinnerung an jene gewaltigen, furchtbaren und stolzen Tage heraufzubeschwören, die jedem, der sie miterlebte, das Gefühl gaben, Unbegreifliches und früher nicht für möglich Gehaltenes erlebt zu haben.

Die eigentlichen Kämpfe begannen für die beiden im Verband der 56. Infanteriebrigade (Kommandant Generalmajor Fernengel) kämpfenden Infanterieregimenter Nr. 27 und 47 am 8. September in einem Raum, der ungefähr sechs Kilometer nördlich Grodel liegt, etwas östlich und nordöstlich des Dorfes Ramienobrod. Hier hatten befehlsgemäß die „Belgier“ im nördlichen, das Infanterieregiment Nr. 47 und ein Bataillon Landwehr Nr. 26 im südlichen Abschnitt, Direktion gegen Osten, anzugreifen, und zwar hatten beide Regimenter (Kommandant der Nordgruppe Oberst Stauer des Infanterieregimentes Nr. 27, Kommandant der Südgruppe Oberst Mayer des Infanterieregimentes Nr. 47) erst nach Maßgabe des Fortschreitens des Angriffs der nördlich anschlie-

henden 44. Landwehrinfanterietruppendivision sich diesem Angriff anzuschließen und in weiterer Folge über Powitno-Baluzze vorzudringen.

Die Durchführung dieses im Rahmen der ganzen Aktion gegebenen Befehles führte nun zu den ebenso schweren wie erfolgreichen Kämpfen, die den daran beteiligten Truppen — in dem besprochenen Rahmen also hauptsächlich Söhne unseres engeren Heimatlandes — zu einem Ruhmesblatt wurden, das wohl nie verwehlen kann, so lange es Menschenherzen gibt, die bei der Erzählung von Heldentaten, Treue und Opfermut, von Heimatliebe und todesmutigem Pflichtgefühl noch höher und heißer schlagen können.

Zur selben Zeit fanden auch südlich des jetzt besprochenen Raumes ebenso heiße und erbitterte Angriffskämpfe von Teilen des 3. Korps statt, in denen das Feldjägerbataillon Nr. 9 die Höhe Trigonometer 320, dann M. S. Peterstalbe, endlich den Walbrand südwestlich Wola Bartatowska in unwiderstehlichem Angriff nahm. Die Schwere der Kämpfe, die Deutschlands hartes Ringen gegen Frankreich durch Binden großer russischer Kräfte erleichtern sollten, ist wohl am besten durch die Tatsache illustriert, daß der Kommandant der Nordgruppe, Oberst Stauer, am 9. September bei Powitno verwundet wurde (1915 gestorben), der Kommandant der Südgruppe, Oberst Mayer, am 10. September vor Bojana den Heldentod erlitt. Standen doch die tapferen steirischen Truppen einer gewaltigen russischen Übermacht gegenüber. Ich erinnere mich persönlich an ein Gespräch mit einem vorzüglich deutschsprechenden russischen Kriegsgefangenen Offizier, der damals unter dem mächtigen Eindruck der Kämpfe erzählte, er habe den Krieg mit Japan mitgemacht, aber eine derartige, rücksichtslose

Lobesverachtung und beispiellose Bravour habe er selbst dem tapferen Japaner gegenüber nicht gefunden.

Die schweren Kämpfe, die im glühenden Sonnenbrand stattfanden, während die unruhigen Nächte, in denen an Schlaf natürlich nicht zu denken war — der Kampf ruhte ja nie vollständig! — bitter kalt waren, brachte bis in die Gegend des Dörfchens Mszana den gewaltigen Raumgewinn von zehn Kilometer, von denen jeder Fußbreit mit unerhörter Zähigkeit erkämpft werden mußte. Die Tagebuchvormerkungen der Adjutanten aus jenen unvergeßlichen Tagen, die ich für diese schlichte Skizze benützte, sprechen für jeden, der die knappe, kühl sachliche militärische Form solcher Vormerkungen kennt, eine ergreifende, ja erschütternde Sprache. Sie lesen sich stellenweise wie ein Roman und sind reich an dramatischen Einzelheiten. Immer kehrt die rüchhaltige Bewunderung von den ausgezeichneten soldatischen Eigenschaften unseres bescheidenen Bergvolkes wieder, die gerade in den schwierigsten Tagen sich zu steigern scheinen. Mir persönlich erschienen stets als die Wertvollsten, die immer gleichmäßige Ruhe und Anhänglichkeit und die unbeirrbare Zähigkeit bewahrten, niemals himmelhoch jauchzend, aber auch nie zu Tode betrübt waren. Diese Ruhe, diese urgesunde Gleichmäßigkeit, wohl ein Geschenk ihres schönen, stillen Heimatlandes, verließ unsere Leute nie. Glücklich der Offizier, der solche Männer führen darf; er holt sich in schwerer Stunde die Ruhe, die er braucht, wenn er in die ruhigen Gesichter seiner Leute schaut. Nie konnte ich, und am wenigsten in den schwersten Stunden — und dazu zählen wohl die von Grodek — den geringsten Unterschied finden zwischen Bauer, Bürger oder Arbeiter.

Ich weiß mich eins mit allen, die den schweren Krieg bei steirischen Truppenkörpern mitmachen, wenn ich sage, daß alle ihre Pflicht und weit mehr taten. Immer wieder — und es ist Gottlob oft der Fall — freut es mich, wenn mich bei meinen einsamen Wanderungen auf den steirischen Bergen ein Bauer, ein Holzknecht, ein Waldschmied freudig begrüßt, und wie oft beginnt dann das Gespräch: „Wissen Sie noch, bei Grodek, bei Bojana, bei Povitno . . .“ Daß die galizischen Ortsnamen oft seltsam verdreht aus dem steirischen Mund kommen, tut nichts zur Sache. Wir verstehen uns schon, wie wir uns immer verstanden haben.

Zum Schluß aber möchte ich die Erinnerung an die stolzen Tage von Grodek nicht vorübergehen lassen, ohne meiner festen Überzeugung Ausdruck zu geben, daß unsere engere kleine Heimat, unsere schöne, grüne Steiermark auch ihren Söhnen, die jetzt in der neuen Wehrmacht zum Soldaten erzogen werden, denselben guten Geist, dasselbe warme Herz mitgeben wird, wie einst vor langen bangen Jahren ihren Vätern und Brüdern. Ein Volk, das mit soviel Liebe sein damaliges, großes, vielsprachiges Vaterland verteidigte, wird es umso mehr und umso lieber tun, wenn es sich um Wohl und Wehe der kleineren, dafür aber von einem einzigen Volk bewohnten Heimat handelt. Kein Beruf, keine Volksschicht wird zurückstehen, alles wird das Trennende vergessen, das Einigende, die gemeinsame Liebe zur Heimat wird alle beselen. Im edlen Wettstreit wird jeder sein Bestes geben, so wie es einstmal war. Wenn die Erinnerung an Grodek diese Überzeugung vertieft, dann ist das edle Blut damals doch nicht ganz vergeblich geflossen.

L.

Der Durchbruch von Flitsch.

Zum Ehrentag des ehemaligen Infanterieregimentes Nr. 7 und der Schützenregimenter Nr. 3 und 26.

Am 24. Oktober begehen die ehem. IR. 7, SchR. 3 und 26 den Gedenktag an den ruhmreichen Durchbruch von Flitsch im Jahre 1917. Schon durch acht Tage vor dem Angriffstag mußten von den Angriffstruppen ganz außerordentliche Leistungen gefordert werden. Bei Regenweiter und Kälte hatten die Regimenter hinter der Angriffsfront Freilager bezogen. Nicht ausreichend verpflegt, durchnäßt und durchfrostet mußten sie jede Nacht Geschütze, Geschütze- und Gasmunition in die hoch gelegenen Batteriestellungen mit übermenschlicher Anstrengung hinaufschaffen. Endlich brach der mit äußerster Spannung erwartete und ersehnte Angriffstag an.

Das IR. 7 war schon Ende September auf den Höhen südöstlich von Flitsch, südlich der Monzschlinge, zusammengezogen worden. Das Regimentskommando befand sich auf Golubar pl., Kote 1254, östlich der Javorcekspitze. Von 2 Uhr morgens an begann die eigene Artillerie die feindlichen Räume bei Dol pl. und Jama pl. zu vergasen; um 6 Uhr 30 Min. früh setzte das Wirkungsschießen bei dichtem Nebel und Schneetreiben ein und um 9 Uhr 30 Min. brach die Infanterie los. Dem Regiment gelang es, mit drei Kompanien des 4. Bataillons, einer Sturmkompanie und einem Maschinengewehrzug in heldenmütigen Kämpfen erfolgreich gegen die starken feindlichen Stellungen am Nordhang Krasje vrh, Kote 1772, und Bl. vrh, Kote 1767, vorzustoßen, um 10 Uhr 50 Min. drang die 14. Kompanie als erste in die vorderste feindliche Linie ein und überwältigte den noch in den Kavernen Widerstand leistenden Feind. Um 12 Uhr mittags nahm das 4. Bataillon die zweite feindliche Linie.

Schon in den ersten Nachmittagsstunden war das Regimentskommando durch das 93. Inf.-Divisionskommando in Kenntnis gesetzt, daß die 22. Schützendivision die ersten feindlichen Linien bei Flitsch-Kombonhang durchbrochen hatte. Auch die Truppen der eigenen 26. Inf.-Brigade kämpften sich erfolgreich vorwärts. Am 25. Oktober waren bereits alle Teile des Regiments im siegreichen Vordringen gegen Skiden; um 4 Uhr 28 Min. nachmittags rückte das Regiment in Ravna (südlich des Vrhc) ein, wo kurze Rast gehalten wurde. Nun galt es, durch ununterbrochenes Nachdrängen die beim Feinde eingerissene Panik kräftigst auszunützen. Mehrere tausend Gefangene, viele Geschütze, Verpflegsbepotz, Ausrüstungsgegenstände aller Art in großen Mengen, italienische Wagagen,

Sanitäts- und Munitionstrains samt Bespannungen, bei hundert Lastautos samt Beiwagen, Personautos und ungezählte Pferde und Maultiere bildeten den materiellen Erfolg dieser beiden ersten Kampftage. In der Nacht war auch das 4. Bataillon nach einem siegreichen Kampf am Jamasattel zum Regiment eingerückt. Fort ging es über Karfreit-Staro Selo-Vorjana nach Bobbela, das am 26. Oktober erreicht wurde, und wo dem Regiment nach all den großen An-

strengungen am 27. Oktober ein Rasttag vergönnt war.

Am 28. Oktober um 2 Uhr 30 Min. nachmittags überschritt das Regiment südlich Vergogna unter hellster Begeisterung und lautem Siegesjubel die alte Reichsgrenze. In unerhörtem Siegeslauf ging es dem fliehenden Feind nach; weggeworfene Waffen, Munition, Ausrüstungsgegenstände, stehengelassene Geschütze und Kriegsgüter jeder Art bezeichneten den Weg. Die Beute wuchs ins Unermeßliche. Das 1. und 4. Bataillon allein hatten vom 5. bis 8. November, also in vier Tagen, während der Nachhutkämpfe 38 Offiziere, 1154 Mann gefangen genommen, 22 Maschinengewehre, 2 Panzerautos und ungeheure Mengen Munition erbeutet, während das 3. Bataillon am 9. und 10. November 400 weitere Gefangene einbrachte.

Ebenso stieß am 24. Oktober das Schützenregiment 26 nach der gewaltigen Artillerievorbereitung in kühnem Angriff todesmutig vor und nahm im ersten Anlauf fast die ganze feindliche erste Stellung östlich Flitsch. In der zweiten und dritten feindlichen Stellung leisteten indes die Italiener hartnäckigen Widerstand, deren Gräben aber von den tapferen Ober-Schützen nach vorangegangener Artilleriewirkung im Sturm genommen wurden. So gelang es gegen Abend bis knapp östlich Saga vorzustoßen. Als am nächsten Tage, am 25. Oktober, von den Kaiserschützen die so wichtige Siol-Höhe erstürmt wurde, ging die Verfolgung des geschlagenen Feindes ohne Rast und Ruhe weiter bis an den Tagliamento. Nach Überschreitung dieses Flusses ging es auf Gebirgswegen unaufhaltsam fort, überall, wo sich der Feind stellte, wurde sein Widerstand gebrochen. Alle Brücken und auch einzelne Wegstrecken wurden vom Feinde zerstört, so daß die fahrenden Trains und alle Tragtiere weit zurückblieben. In der armeligen Gegend, nur von Reisbiskuitern sich zur Not ernährend, ermüdet, ja fast erschöpft, gelangten die Schützenregimenter 3 und 26 und das zugeteilte Württemberger Gebirgsbataillon am 9. November nachmittags nach Erto, etwa 4 Kilometer östlich Longarone. Hier sollten die Truppen endlich eine Nachtruhe finden, Quartiere beziehen und ablocken.

Da langte von der Vorhut, Oberst Freiherr von Pasetti, die Meldung ein, daß sich in Longarone sehr zahlreiche italienische Truppen befänden und daß je eine Kompanie des Württemberger Gebirgsbataillons und des Schützenregiments 26 bei Longarone über ein Wehr südlich der gesprengten Piavebrücke über den Fluß zu gehen im Begriff sind. Der Kommandant der 22. Schützendivision, Maria-Theresien-Ritter Generalmajor Rudolf Freiherr v. Müller, alarmierte sofort die beiden Schützenregimenter 3 und 26 und erteilte den Befehl, der Vorhut über die Piave zu folgen und den Italienern den Rückzug zu verlegen. Mittlerweile war die Nacht eingebrochen. Die beiden Regimenter gingen einzeln über das von der hochgehenden Piave überflutete Wehr, bis zu den Anien im Wasser wachend. Als sich mehrere Kompanien auf dem rechten Piaveufer befanden, wurden die Italiener durch Parlamentäre zur Kapitulation aufgefordert. Um 1 Uhr nachts streckte eine ganze italienische Division — rund 10.000 Mann — die Waffen. Der errungene herrliche Erfolg, der jeden einzelnen Mann mit Stolz erfüllte, die den Truppen gebotene Verpflegung machten alle überstandenen Strapazen vergessen. Die Regimenter wurden bei freudigster Stimmung noch am selben Tag nach dem 24 Kilometer entfernten Belluno geführt, das um 10 Uhr abends ohne Kampf erreicht wurde.

Nach einem wohlverdienten Rasttag ging es weiter über Feltre nach Arden, wo die Truppen am 18. November abends eintrafen. Da die Italiener die Bergfüße südlich des Beckens von

Feltre besetzt hatten, mußten sie rasch von diesen Höhen vertrieben werden. Demgemäß wurde das Schützenregiment 26 zum Angriff auf den Monte Peurna angeordnet, während das Schützenregiment 3 den Monte Roncone anzugreifen und weiterhin über Monte Bertica, Asolone vorzustoßen hatte. Nach einem äußerst schwierigen Angriff wurde am 14. November der Monte Peurna vom Schützenregiment 26 genommen. Infolge eingetretenen Schneefalles gestaltete sich auch der Angriff auf den Monte Roncone recht schwierig. Im Laufe dieses Tages nahm das Regiment noch den Monte Cismon, Monte Fredina und gelangte in eine Stellung zwischen Col Balopa und Monte Prassolan. Am 11. November wurde gegen 9 Uhr vormittags Prassolan erstickt. Am 23. November wurde nach Heranziehung von mehreren Batterien ein wohl vorbereiteter Angriff auf den Monte Bertica durchgeführt. Das Sch. 3 ging an diesem Tage besonders tapfer und unerschrocken zum Angriff vor, eroberte den Monte Bertica und machte etwa 300 Italiener zu Gefangenen. Aber bald erfolgten italienische Gegenangriffe, die tagsüber und bis in die Nacht mit unverminderter Kraft geführt, doch dank der Tapferkeit und Fähigkeit der braven Steirer immer wieder abgewiesen wurden. Trotz der zehn Gegenangriffe und des andauernden feindlichen Artilleriefeuers hielt das Sch. 3 mit gewohnter steirischer Ruhe und Gelassenheit wacker aus und übergab in der Nacht zum 24. November seinem Abführer den Monte Bertica.

Am Ehrentage der ehemaligen Nr. 7, Sch.-Reg. 3 und 26 wollen wir ihrer hingebungsvollen Treue, ihres Heldentums und Opferstunes in unvergänglicher Dankbarkeit gedenken. Möge das steirische Alpenjägerregiment 9, das die Traditionen der ehem. Sch. 3 und 26 übernimmt, sich an diesen herrlichen Waffentaten erbauen und sich die Heldentaten seiner Vorfahren als leuchtende Vorbilder nehmen!

Der Dolchstoßprozeß.

Von unserem süddeutschen Mitarbeiter.

Nun ist das Urteil in dem Prozeß verkündet worden, der durch drei Wochen vor dem Schöffengericht am rechten Maruser verhandelt wurde und zum mindesten der reichsdeutschen Presse, wenn auch nicht dem Volk im ganzen, das zu viele andere Sorgen hat, reichen Stoff zu Erörterungen bot. Ohne Frage war der Prozeß der Aufmerksamkeit, die er erweckte, im höchsten Maße würdig, und man darf auch sagen, daß er in der Sache, auf die es ankam, weitgehende Erwartungen erfüllt hat. Er hat in Wirklichkeit sehr viel zur Klärung der Frage beigetragen, wem die Schuld am Zusammenbruch vom November 1918 zufällt, einer Frage, die mit Zug als eines der gefährlichsten Gifte im Blut des deutschen Volkskörpers bezeichnet werden durfte.

Das Wort „Dolchstoß“ ist als unrichtig erwiesen worden. Ein Dolchstoß, der Deutschland plötzlich am Leben getroffen und wehrlos gemacht hätte, ist nicht geschehen, wohl aber eine jahrelange Zernagung des Lebensnervs der Nation, so daß der Zusammenbruch eintreten mußte, als der Sturm von außen mit größter Wildheit hereinbrach. Die militärische Niederlage des Reiches war seit dem unglücklichen 8. August entschieden, es konnte sich nur mehr darum handeln, zu retten, was noch zu retten war. Anfangs November aber stand die Sache so, daß Regierung und Heeresleitung nicht mehr wußten, ob und wie überhaupt noch etwas zu retten sei. Wenn sich in der Frontarmee bis dahin revolutionäre Erscheinungen gezeigt hatten, so waren sie nach allen Urteilen noch nie von erheblichem Einfluß auf die kriegerische Haltung gewesen; wenn der junge Erfas minderwertig geworden war und schon nur eine Million Trückerbergern gespart werden konnte, so gibt es doch keinen Sachmann, der urteilen würde, ohne diese Umstände, bei besserem und sicherem Erfas die Lage wieder hätte gewendet werden können. Man kann wohl sagen, auch glauben, daß Frankreich und England ebenfalls am Ende ihrer Kraft, Kriegsmüde und friedensbedürftig waren. — Amerika aber trat eben erst mit einer technischen Übermacht in den Kampf ein und Clemenceau und Lloyd George waren entschlossen, zu siegen — gegen diesen Willen bedeutete die Stimmung in ihren Ländern

nichts. Wenn gesagt wird, die Revolution habe Deutschland davor gerettet, daß das Rheinland noch Kriegsschauplatz wurde, daß das Heer auf deutschem Boden die Waffen strecken mußte, daß von Osten und von Süden her noch Feinde in das Land brachen, so läßt sich ein schlüssiger Beweis dagegen nicht vorbringen.

Die verräterische Wählerarbeit zahlreicher Führer der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei wurde ebenso klar dargetan, wie die rühmendwerte Haltung der Mehrheitssozialdemokratie.

Wenig sympathisch berührt die Kritik am deutschen Bürgertum. Es hat versagt als politisch führende Schicht, vom Anfang der Regierungszeit Wilhelms II. an, vor dem Krieg, im Krieg und an dessen Ende. Den klassischen Beleg für diese Tatsache liefert Bayern, das Land des bürgerlichen Konservatismus, das ohne Gegenwehr seine Dynastie von einem kleinen Juden mit seinem zugewanderten Anhang vertreiben ließ. Großartig bestanden haben vor dem Münchner Gericht das deutsche Frontheer, in dem sich wohl die herrlichste Erscheinung der Kriegsgeschichte aller Zeiten verkörperte, dessen Ruhm nicht mit Worten zu erschöpfen ist, und dann der Großteil der deutschen Arbeiterschaft, der trotz aller Not und aller Verhöhnung von außen und von den eigenen Klassengenossen her treu zum Vaterland hielt.

Die Verhandlung hat, trotz des Aufgebotes der bekanntesten Anhänger der verhängnisvollen Lehre von den verpfaßten Friedensmöglichkeiten als Zeugen, durchaus keine durchschlagende Klärung dieser Frage gebracht, aber, genau besehen, mehr Beweise für die Ansicht, daß ein für ein unbesiegttes Deutschland erträglicher Verständigungsfrieden von den Westmächten nie zu erreichen war — oder doch nur zu erreichen gewesen wäre, wenn ein vorheriger Vergleichsfrieden mit Rußland die ganze deutsche Kraft gegen Westen freigemacht hätte. Dieser Frieden aber wurde durch die Aufrichtung des polnischen Staates vereitelt. Wenn man will, kann man also in Polen das große Verhängnis der Mittelmächte erblicken. Ein ebenso großes aber lag

darin, daß es zwei Großmächte in Mitteleuropa gab, statt einer eng geschlossenen mitteleuropäischen Einheit. Oberste Seeres-
leitung und Armees-Oberkommando zogen
ebenso auseinander, statt zusammen, wie die
leitenden Politiker in Berlin und die in Wien-
Budapest. Der Dolchstoßprozeß hat also ge-
zeigt, daß die, durch die politische Führung
mitverschuldete (an den Revolutionen sind
immer die Regierungen schuld, sagt Goethe),
Wählarbeit der Unabhängigen, der feindlichen
Propaganda und des aus Rußland einge-
schleppten Bolschewismus die Niederlage
Deutschlands nicht herbeigeführt, sondern nur
der Sache einen anderen Abschluß gegeben hat
und vielleicht nicht einmal einen schlimmern,
als sie sonst gefunden hätte. ↵

Der Wendepunkt des Weltkrieges.

Vor wenigen Tagen sind die Akten über den „Dolchstoßprozeß“, die große politische Auseinandersetzung vor dem Richterstuhl über das „Warum“ des Zusammenbruches der Mittelmächte geschlossen worden. Er hat viel zur Klärung der Meinungen beigetragen und wenn man will, als Hauptergebnis zutage gefördert, daß es eigentlich die unglückliche Außenpolitik der Mittelmächte gewesen ist, die sie hinderte, ihre militärischen Erfolge rechtzeitig auszuwerten, die Unfähigkeit der Kabinette in Berlin und Wien, ihre Ziele und Wünsche im entscheidenden Augenblick auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Aber die kritische Zeit, der politischen Führung, die Zeit der direkten und indirekten Friedensfühler der Mittelmächte ist eben im Verlag J. F. Lehmann in München ein Buch erschienen, das Professor Dr. Richard Fester zum Verfasser hat (Die Politik Kaiser Karls und der Wendepunkt des Weltkrieges) das noch ohne Kenntnis der Zeugenaussagen im Münchener Prozeß entstanden ist, aber durch die umfangreiche Quellenbehandlung sich wie eine Erweiterung und Ergänzung jener erschütternder Prozeßakten stellt. Es ist die meisterliche Fassung der Tragödie der Unzulänglichkeiten, Halbheiten, Unaufrichtigkeiten und Intrigen, an denen die Politik der Mittelmächte scheiterte. An Hand der Akten, so weit sie heute schon zugänglich sind und der überreichen und widerstreitenden Zeugenaussagen in der Memoirenliteratur führt Fester durch alle Phasen der Bemühungen der Mittelmächte, der drohenden Katastrophe im Verhandlungswege zu entkommen, vom ersten Friedensangebot im Dezember 1916 bis zu den Friedensverhandlungen in Brest Litowsk und dem Ende des Zweibundes durch das ganze trostlose Auf und Nieder zwischen verzagtem Berzichtenwollen und unhaltbarer Ansprüche. Die Ziellosigkeit ist so trostlos, daß man berechtigterweise sagen kann, sie allein beweist, daß die Mittelmächte den Krieg nie gewollt haben. Das breiteste Kapitel des Buches ist der Mission des Prinzen Sixtus von Parma gewidmet, das heißt dem gefährlichen Schaustück zwischen Bundesstreue und Vertragsbruch, das mit einem Flaus enden mußte, das Schwächen verriet, ohne rechte Friedensausichten zu schaffen. Das Urteil Festers über die Politik Kaiser Karls, den er ganz im Banne der Wünsche des Hauses Parma sieht, und der nach Festers

Urteil seine Außenpolitik dabei allen anderen Überlegungen voranstellte, ist vernichtend. Er zeigt in ihr nur eine Kette von Verrätereien. Aber gerade über den Einfluß der Parma versagen freilich auch Fester die Quellen, das wäre vor allem der Briefwechsel, den Prinz Sixtus mit den übrigen Mitgliedern seiner Familie führte. Entscheidender als die Extratsuren des Wiener Hofes bleibt auch nach Festers Darstellung die gemeinsame Unfähigkeit, sich zu einer festen Haltung und festen Entschlüssen durchzusetzen, die Halbheit nicht nur Wiens, auch die Haltlosigkeit Bethmann Hollwegs, der immer wieder anders konnte als er wollte. Es gehört mit zum Beherlichsten des Buches, neben den Staatsmännern der Mittelmächte immer wieder auch denen der Entente zu begegnen, und die Haltung der einen an der unserer Feinde messen zu können, die nicht weniger gefährliche Entscheidungen zu treffen hatten. Wer immer sich über diese traurigsten Kapitel deutscher und österreichischer Politik unterrichten will, wird Festers Werk zur Hand nehmen müssen und er wird es, trotz seiner quellenmäßigen Behandlung des Stoffes kaum wieder zur Seite legen, ehe er es zu Ende gelesen hat.

31. III. 1926

Die Freigabe des deutschen Privat- eigentums in Amerika.

Telegramm des Neuen Wiener Tagblatts.

Berlin, 30. März. Wie aus New-York gemeldet wird, wurde heute im Repräsentantenhaus das seit langem angekündigte Gesetz über die Freigabe des deutschen Privateigentums in den Vereinigten Staaten vom Abgeordneten Mills eingebracht. Die Vorlage verfolgt im Prinzip den sogenannten Mellonplan. Die wesentliche Neuerung ist die, daß an die Stelle der seinerzeit in Aussicht genommenen Ausgabe von fünfprozentigen Schuldverschreibungen mit der Gewähr der Vereinigten Staaten überall die Barzahlung getreten ist. Das Gesetz will für die Befriedigung der Ansprüche amerikanischer Staatsangehöriger aus dem Kriege sorgen, für die bisher das in den Vereinigten Staaten beschlagnahmte private deutsche Eigentum als Pfand diente.

Mit der Feststellung dieser Ansprüche hat sich die in Washington tagende deutsch-amerikanisch gemischte Kommission seit drei Jahren beschäftigt. Von den über 15.000 angemeldeten Ansprüchen sind mehr als 90 Prozent durch Spruch der Kommission erledigt. Bisher sind rund 100 Millionen Dollar amerikanischen Staatsangehörigen zugesprochen, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Gesamtsumme der Urteile gegen Deutschland den Betrag von 140 Millionen ohne Zinsen nicht übersteigen wird, gegenüber einer Gesamtforderung von 1¼ Milliarden Dollar. Wenn man die Zinsen bis zum 1. Jänner 1926 hinzurechnet, so ergibt sich ein Schuldbetrag von keinesfalls mehr als 180 Millionen Dollar, also die Summe, für die das deutsche Eigentum als Sicherheit dient.

Außer dieser Summe hat die gemischte Kommission Deutschland noch zur Zahlung weiterer 60 Millionen Dollar verurteilt als Ersatz für die Schäden, die die Regierung der Vereinigten Staaten selbst erlitten hat, in der Hauptsache durch Versenkung und Beschädigung von Handelsschiffen und Staatseigentum. Durch das Gesetz soll das beschlagnahmte deutsche Privateigentum, das als Pfand diente, zurückgegeben werden und an seine Stelle treten die Rechte, die den Vereinigten Staaten an den Leistungen Deutschlands aus dem Dawesplan zustehen.

Der stellvertretende Sekretär des Schatzamtes Winston bezeichnet den Gesetzentwurf über die Rückgabe deutschen Eigentums als eine umfassende Lösung der durch den Krieg geschaffenen Fragen zwischen Amerika und Deutschland und als einen weiteren Schritt zur Herstellung normaler Verhältnisse in der ganzen Welt.

DER KAMPF

Nr.: 10. 19/4

TAG: April 1926

Julius Deutsch: Der letzte österreichische Seerführer.

Die nächste Generation wird sich einen richtigen Österreicher aus der Zeit der k. u. k. Monarchie kaum mehr vorstellen können. Schon jetzt macht es selbst uns, die wir doch das alte Österreich noch schauernd miterlebten. Schwierigkeiten, so einen echten Österreicher der Vorkriegszeit zu begreifen. Wie wird es da erst unseren Söhnen und Enkeln ergehen, die den Altösterreicher nie leidhaftig gesehen haben und die deshalb darauf angewiesen sein werden, ihn aus alten Büchern zu studieren!

In dieser nicht allzu fernen Zeit wird ganz gewiß das Werk des letzten österreichischen Seerführers, des Feldmarschalls Conrad-Höndorf, eine wahre Fundgrube der Erkenntnis bilden. In seinem fünfbändigen Werk über den Weltkrieg — jeder Band zu etwa tausend Seiten und noch einigen Duzend Karten- und Skizzen als Beilagen — tritt die Mentalität des Altösterreichertums in einer wahrhaft monumentalen Weise vor das Rampenlicht der Geschichte. Besonders der letzte, der fünfte Band¹⁾, den Conrad noch selbst schreiben konnte, bevor der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm, enthält wertvolles Material zur Erkenntnis der zusammenbrechenden Monarchie und ihrer führenden Männer. In diesem Bande legt der greise General sich selbst Rechenschaft ab über sein Tun und setzt sich zugleich mit jenen auseinander, die mit ihm oder gegen ihn an der Arbeit waren.

Vielleicht wird man dem Feldmarschall am gerechtesten, wenn man ihn als die Inkarnation des alten Österreichertums erfahrt, denn das war er in der Tat. Er war es schon deshalb, weil er Offizier war, der richtige altösterreichische Offizier, und zwar — was betont sein will — der Besten einer. Die Fehler und die Vorzüge dieser Menschengruppe, ihre merkwürdige Weltfremdheit gepaart mit weltmännischen Umgangsformen, ihre politische Beschränktheit, vereint mit einem gewissen Sinn für Objektivität, kommen in Conrads Buch recht anschaulich zum Ausdruck. Dabei ist das Ganze von einer müden Resignation erfüllt, die den nahenden Zusammenbruch ahnt, ohne ein Mittel zu sehen, dem Verhängnis zu entrinnen.

Der oberste Führer der österreichisch-ungarischen Armee zog in einer Stimmung in den Krieg, die alles eher denn zuversichtlich war. Er glaubte von allem Anfang an nicht an den Sieg. Ja, wenn man den Krieg einige Jahre früher geführt hätte, damals, als Conrad dazu gedrängt hatte, die Nachbarn einzeln zu überfallen und zu Boden zu werfen — da wäre es, nach seiner Meinung, gegangen! Aber diese Chance war verpaßt worden, und nun stand man in einem Krieg gegen

¹⁾ Feldmarschall Conrad: Aus meiner Dienstzeit 1906 bis 1918. Rikola-Verlag, Wien, 1925.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

166

Der letzte österreichische Heerführer.

zwei, später gegen drei und vier Fronten, dem die alternde Monarchie nicht mehr gewachsen war. Vom Tage seiner Ernennung zum Chef des Generalstabes, vom Herbst 1906 an, hatte Conrad vor Staatsverträgen und „sonstigen Scheinerrungenschaften“ gewarnt und „schon 1907 zur Abrechnung mit Italien oder Serbien — doch vergebens“ (Seite 975.) Nun müsse er, so schrieb Conrad bereits am 2. Oktober 1914 seinem Freunde, dem Chef der kaiserlichen Militärkanzlei, Baron Wolfras, die Verantwortung für „den jetzigen katastrophalen Krieg“ ablehnen. Er ist überzeugt, daß sich die österreichisch-ungarische Armee „in diesem Kleinkampf verbluten muß“ (Seite 37.)

In dem geringen Vertrauen an einen glücklichen Ausgang des Krieges gleicht Conrad einem anderen österreichischen Heerführer, der seinerzeit ebenfalls voll Resignation ins Feld zog, dem Schlachtenlenker von 1866, dem General Benedek. An ihn erinnert überhaupt so manches in Conrads Wesen und auch in seinem persönlichen Schicksal. Beide fühlten, daß sie auf einem verlorenen Posten standen, hielten trotzdem stand, so gut sie konnten, um schließlich den üblichen Dank vom Hause Habsburg zu erhalten und — voll innerer Erbitterung, aber gehorsam sich fügend —, in die Wüste geschickt zu werden. Conrad war allerdings insofern von Benedek verschieden, als er den Typus des politisierenden Offiziers vertrat, was sein ihm ansonsten nicht unähnlicher Vorgänger gar nicht gewesen ist.

Wer den Geisteszuschnitt des altösterreichischen Offiziers nicht kennt, wird es fürs erste kaum begreifen, daß sich Conrad nicht genug tun konnte, daran zu erinnern, daß er seinerzeit zum Kriege gedrängt habe, also das war, was wir mit gutem Grund einen Kriegsbeher nennen. Aber Conrad und seine Umgebung waren vor allem Österreicher, Nichts-als-Österreicher. Als solchen war es ihnen ganz gleichgültig, ob die Völker, die den Staat bewohnten, diesen Staat wollten oder nicht. Die Monarchie war nun einmal da, was Grund genug schien, ihr Dasein zu verewigen. Die Völker hatten zu schweigen und zu gehorchen. Laten sie das nicht, dann begingen sie ein Verbrechen, ein so fürchtbares Verbrechen, daß nur noch Standrecht und Senker imstande waren, es zu sühnen. Um die todfranke Monarchie noch eine Zeitlang am Leben zu erhalten, schienen dem Feldmarschall Conrad Präventivkriege nicht nur erlaubt, sondern geboten. Er, der sonst den Monarchen gegenüber jervil und devot ist, wagt es, seinem toten Kaiser Franz Josef I. ganz ungeschminkt Schwächlichkeit nachzusagen. Bei welcher Gelegenheit übrigens auch der ewig bramarbasierende Deutsche Kaiser Wilhelm II. schlecht wegkommt. Von ihm wird spöttisch gesagt, daß er in Wahrheit einer kriegerischen Tat abhold gewesen sei und sich nur in kriegerischen Gesten gefallen hätte. „Er hätte es vorgezogen, im Glanze schimmernder Wehr und nur blind donnernder Schiffskanonen eine friedliche Regierungszeit zu durchleben.“ (Seite 974.)

Conrad war also sichtlich stolz darauf, ein Draufgänger, ein Kriegsbeher zu sein. Aber er war das nur gegenüber Italien oder Serbien, die er für schwach genug hielt, ohne besondere Mühe besiegt zu werden. Als das große Rußland auf den Plan trat, war es mit der Lust am Kriege vorbei. Diesen Krieg, den Weltkrieg, hat Conrad nicht gewollt.

Und doch war er nun da! Kaum war der Krieg ausgebrochen und die Armee im Aufmarsch begriffen, als sich bereits große Mängel zeigten. Nicht allein Mängel der Ausrüstung und der Bewaffnung, über die der Feldmarschall weidlich schimpft, obwohl es ziemlich klar ist, daß nicht nur Österreich nicht, sondern gar kein Staat für die gigantischen Maße eines Weltkrieges gerüstet war, noch sein konnte. Die Mängel in der Ausrüstung allein waren es nicht, die die Heeresleitung sorgenvoll stimmten, denn sie wurden nun verhältnismäßig rasch behoben, zumindest nicht erheblich langsamer als in den anderen kriegführenden Staaten. Aber die oberste Heeresleitung mußte gleich am Beginn des Krieges erfahren, daß Nebeneinflüsse zur Geltung kamen, die eine einheitliche Kriegsführung, die erste Voraussetzung des Erfolges, unmöglich machten.

Das Ministerium des Außern, von dem ebenso unfähigen wie eingebildeten Grafen Berchtold geführt, hatte nur den Krieg gegen Serbien vor Augen. Es wollte nicht wahrnehmen, daß sich durch den Eintritt Rußlands in den Krieg die Verhältnisse ganz gründlich geändert hatten, und bestand darauf, daß zuerst mit Serbien „abgerechnet“ werde. Alle Bemühungen des für die Kriegsführung ver-

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Der letzte österreichische Heerführer.

167

antwortlichen Feldmarschalls, dem Minister des Außern begreiflich zu machen, daß der Hauptkriegsschauplatz für die Monarchie im Norden sei, scheiterten an der Starrköpfigkeit Berchtolds. Der bei Hofe stärkere Außenminister setzte es durch, daß unverhältnismäßig größere Streitkräfte gegen Serbien aufgeboden wurden als gegen Rußland. Conrad berichtet, daß zur Zeit der großen Entscheidungsschlachten im November 1914 das Verhältnis folgendes war: „Während gegen das nur sechs Millionen Einwohner zählende Serbien fast 400.000 Mann aufgeboden waren, stand man gegen das 160-Millionen-Reich Rußland mit 921.000 Mann im Felde.“

Vor allem aber — und das wurde zum Verhängnis — hatte es Berchtold bei dem alten Kaiser durchgesetzt, daß die Balkanstreitkräfte nicht wie alle anderen Truppen dem Armeeoberkommando unterstellt wurden, sondern selbständig blieben. Die Günstlinge des Hofes, die Generale Potiorek und Riborius Frank, durften mit den Balkanstreitkräften schalten wie sie wollten. Um sich beim Kaiser in dauernder Gunst zu erhalten, wollten sie ihm zum Tage seines Regierungsjubiläums die eroberte Hauptstadt Serbiens gehorsamst zu Füßen legen... Was bei dieser Art Kriegsführung kommen mußte, kam: eine furchtbare Niederlage. Sie hat das große Österreich-Ungarn außerstande gesetzt, allein mit dem kleinen Serbien fertig zu werden. Conrad bezeichnet als die Ursachen der Niederlage: „Das weite Auseinanderziehen der beiden (gegen Serbien operierenden) Armeen, anscheinend im verfrühten Streben, Belgrad zu gewinnen, das Überspannen der Leistungsfähigkeit von Mann und Pferd.“ (Seite 870.) Die Servilität und das Ordenshaschen der Generale Potiorek und Frank haben Zehntausende braver Soldaten mit ihrem Leben bezahlen müssen! „So endete der unter der Einflußnahme des Ministeriums des Außern geführte serbische Feldzug, für den durch diese Einflußnahme Truppen verbraucht wurden, die für den russischen Schauplatz bestimmt waren und dort empfindlich fehlten. Sie lagen jetzt zerstreut an der Save: ein drastischer Beleg für das Verderbliche der Einmischung Unberufener in die militärische Aktion.“ (Seite 719.) Wahrlich, es könnte kein republikanischer Schriftsteller das Verbrechen, das da begangen wurde, eindrucksvoller beschreiben, als es mit diesen Worten durch den kaiserlichen Feldmarschall geschah. Conrad scheute sich auch nicht — wenigstens nachträglich — den Berchtold persönlich mitverantwortlich zu machen, indem er schrieb, „daß der Minister nicht jenes klare Bild der Lage hatte, dessen er für die Führung der Politik in dieser schweren Zeit bedurfte“. (Seite 850.)

Aber Berchtold war nicht der einzige Minister, der sich in die Kriegführung einmischte. Conrad klagt, daß er auch unter anderen Einflüssen, so zum Beispiel unter denen Tisza's, arg zu leiden hatte. Zu den verhängnisvollen „dilettantischen Eingriffen des Ministeriums des Außern“ (Seite 589) kamen die fortgesetzten Mahnungen des ungarischen Ministerpräsidenten, den Krieg so zu führen, wie es den besonderen Verhältnissen Ungarns entsprach, also vor allem darauf zu achten, daß nur ja kein feindlicher Soldat ungarischen Boden betrete. Was mit der österreichischen Reichshälfte geschah, ließ dagegen die ungarischen Staatsmänner kühl bis ans Herz. Kein Wunder, daß dem Leiter des gemeinsamen Armeeoberkommandos mitunter die Galle überlief und er sich wütend beklagte, daß man einen persönlichen Kampf, und den nicht immer mit lauterem Waffenspiele gegen ihn führe. „Mißgunst, Übelwollen, Ranküne spielten ihre auch gegen mich gerichtete Rolle.“ (Seite 384.)

Die österreichisch-ungarische Monarchie bot also in den Tagen ihres Kampfes auf Leben und Tod keineswegs ein Bild geschlossener, einheitlicher Kraft. Die Minister und das Armeeoberkommando lagen sich nicht selten in den Haaren, die Generale zankten untereinander, daß die Fehden flogen, während andererseits das was derart oben, an den leitenden Stellen des Staates, vorging, nur ein schwacher Abglanz von dem war, was sich jetzt in seinen Tiefen abzuspielen begann. Noch war man erst am Beginn des Krieges und schon hörte man von Vörungen unter den slawischen Völkern, ja da und dort bereits von Desertionen slawischer Soldaten.

Conrad berichtet, daß bereits im September 1914, nach der Eroberung Lemberg durch die Russen, die Vertreter von 19 ruthenischen Kulturvereinen bei dem

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Der letzte österreichische Heerführer.

168

russischen Gouverneur erschienen, um die Treue und Ergebenheit des galizischen Volkes für den Zaren auszusprechen. Einige Wochen später teilte der damalige Thronfolger und spätere Kaiser Karl dem Feldmarschall mit, „daß in Böhmen »furchtbare« Zustände herrschen sollten, die beinahe an eine Revolution grenzten“. (Seite 474.) Mag sein, daß in diesen Berichten so manches übertrieben wurde. Tatsache ist, daß die in den slawischen Gebieten beobachteten Vorgänge Flammenzeichen waren, die deutlich genug die antiösterreichische Stimmung kündeten, von der bereits große Teile der Bevölkerung ergriffen waren. Aber Conrad wäre kein richtiger altösterreichischer Offizier gewesen, wenn er anders auf diese Verfallsercheinungen reagiert hätte, als er es tat. Ihm fiel nichts anderes ein, als die Drohung mit Standrecht, Galgen und Kerker. Gegen die „tschechische Wühlarbeit“ verlangte er, „daß das Zunehmen dieser Bewegung rücksichtslos, wenn nötig mit den schärfsten Mitteln, eingedämmt werde“. (Seite 475.) Die Zivilisten in der Regierung und in den Ämtern dünkten ihm viel zu schlapp, saßen doch — wie er sich ausdrückte — „Leute mit dem Hochverrat im Herzen an amtlicher Stelle“. Nein, da mußten Militärs dreifahren! Vor allem schien es ihm geboten, „die Statthalterei in Prag in eine feste militärische Hand zu legen“. Deshalb stellte das Armeekorps-Oberkommando „den Antrag auf Ernennung eines Generals zum Statthalter in Böhmen und eines Generals zum Banus von Kroatien“. Die Zivilisten, vom Ministerpräsidenten angefangen bis zu den kleinen Beamten in den Bezirkshauptmannschaften, hatten offenbar nicht das Zeug zum forschen Regieren und Verwaltung. Gegen alle, auch gegen die Höchsten im Staate hegten die Offiziere starkes Mißtrauen. Conrad gibt diesem Empfinden der böhmischen Statthalterei Ausdruck, indem er berichtet, daß die Militarisierung der böhmischen Statthalterei deshalb verlangt worden sei, weil „die Behörden, auch Ministerpräsident Graf Stürgkh, bemüht waren, die Vorgänge abzuschwächen und deren Aufdeckung zu unterdrücken“. (Seite 676.) Also nicht einmal der Absolutismus des Grafen Stürgkh fand Gnade vor den Augen des Feldmarschalls, der nichts Geringeres erstrebte, als die Proklamierung der puren und ungeschminkten Militärdiktatur.

Ist es bei einer solchen politischen Kurzsichtigkeit der damals mächtigsten Männer ein Wunder, daß dieser Krieg mit einer Katastrophe endete? Wobei immer wieder darauf hingewiesen werden muß, daß Conrad durch den Zusammenbruch der Monarchie keineswegs eines Besseren belehrt worden ist, sondern, daß er im Gegenteil seiner politischen Haltung im Kriege sich stets nachdrücklich rühmte.

Conrad hat freilich auch seinerseits die Frage nach den Ursachen der Niederlage zu beantworten gesucht und einen erheblichen Teil seines Werkes dieser Untersuchung gewidmet. Er kam bei dieser Untersuchung zu dem Schlusse, daß die Ursache der Niederlage zu einem nicht geringen Teile auch auf militärischem Gebiet zu suchen sei, obgleich natürlich der Reichtum der feindlichen Staaten an technischen Hilfsmitteln ihnen von Haus aus eine so große Überlegenheit verschaffte, daß sie durch keinerlei militärischer Taten ausgeglichen werden konnte. Aber davon abgesehen, trugen die Verbündeten der Donaumonarchie, so meint Conrad, ihr größtes Maß Schuld an der Niederlage. Wir halten diese Teile des Conrad'schen Werkes für die wertvollsten, denn hier bewegt sich der Verfasser auf seinem ureigensten, engsten Fachgebiet, das er meisterhaft beherrschte. Ohne seinen Deduktionen zuzustimmen, wollen wir vorerst die von ihm behaupteten Tatsachen zur Darstellung bringen.

Conrad glaubt sich in Übereinstimmung mit dem berühmten Plane des langjährigen deutschen Generalstabschefs Grafen Schlieffen zu befinden, nach welchem die deutschen Armeen einen raschen Durchbruch durch Belgien unternehmen sollten, um dann die französischen Heere in Nordfrankreich entscheidend zu schlagen. In wenigen Wochen, etwa nach dem vierzigsten Mobilisierungstag, sollte sich nach diesem Plane, das Schicksal des französischen Heeres erfüllen. Wäre dies geschehen, dann hätten sich die deutschen Armeen gegen Rußland wenden sollen. So war es gedacht und so hat es eine ganze Generation des deutschen Generalstabes gelernt. Conrad war seinerseits ganz auf diesen Plan eingestellt und übernahm

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Der letzte österreichische Heerführer.

169

die Aufgabe, den nach Frankreich marschierenden deutschen Armeen den Rücken gegen Rußland zu decken, bis die Deutschen siegreich aus dem Westen zurückkehrten und sich gemeinsam mit der österreichisch-ungarischen Armee gegen den Feind im Osten wenden konnten. Aber der Verlauf des Weltkrieges war anders, als ihn sich Schlieffen vorgestellt hatte. Wohl drangen die Deutschen wie es geplant war, rasch durch Belgien, aber der große, entscheidende Sieg in Frankreich blieb aus. Mehr noch, in der Schlacht an der Marne holten sich die Deutschen eine fürchtbare Niederlage.

Conrad wirft der deutschen Obersten Heeresleitung vor, daß sie, die im Aufbauschen der eigenen Erfolge ein ebenso großer Meister gewesen sei wie im Verschweigen ihrer Niederlagen, selbst ihm, dem Führer der verbündeten Armee, das erschütternde Ereignis an der Marne nicht mitgeteilt hätte. „Auch mir gegenüber“, so klagt er, „wurde der Hergang an der Marne — die folgenschwere Niederlage — völlig verhüllt und verheimlicht. Erst allmählich, im Wege von Gerüchten, ausländischen Veröffentlichungen und durch die Berichterstattung des Grafen Stürgkh (eines Verbindungssoffiziers im deutschen Hauptquartier), gelangte ich zur Kenntnis der großen Katastrophe, der folgenschweren Wahrheit.“ (Seite 986.²)

Daß die deutsche Heeresleitung nicht einmal den Heerführer des verbündeten Reiches über die Marneschlacht informierte, war nicht etwa dem Unstand zuzuschreiben, daß sie die Bedeutung dieser Schlacht nicht gleich in ihrem ganzen Umfang erfaßt hätte. Im Gegenteil. Die Deutschen schwiegen so gründlich über diese Schlacht, weil sie nur zu gut wußten, daß sie nicht mehr und nicht weniger bedeutete als das Scheitern des groß angelegten Schlieffen'schen Planes. Allerdings ließ die Verbindung zwischen den beiden verbündeten Heeresleitungen auch ansonsten viel zu wünschen übrig, verständigte man sich doch nicht einmal über vollzogene Veränderungen der leitenden Kräfte. Conrad erzählt, daß ihm zum Beispiel der Rücktritt des deutschen Generalstabschefs Moltke gar nicht bekanntgegeben wurde, so daß er erst von dritter Seite von dem inzwischen vollzogenen Wechsel in der deutschen Obersten Heeresleitung Kenntnis erhalten hatte.

Als Conrad die ganze Wahrheit über die verlorene Marneschlacht erfahren hatte, war er sich alsbald völlig klar darüber, einem Wendepunkt des Krieges gegenüberzustehen. Nun durfte man, nach seiner Meinung, nicht mehr mit der Hauptmacht in Frankreich bleiben, wo nichts mehr zu holen war, sondern mußte sich entschlossen gegen Osten wenden, um dort die Entscheidung zu suchen. „Zimmer mehr festigte sich meine Überzeugung,“ schreibt er, „daß nach dem Mißerfolg in Frankreich die Entscheidung nicht mehr im Westen, sondern im Osten zu suchen wäre.“ (Seite 300.) Conrad wendete sich nun an die Deutschen, sie mögen seiner Auffassung der Kriegslage beitreten und das Schwergewicht des Kampfes nach Rußland verlegen. Er schreibt und telegraphiert unermüdet in diesem Sinne. Keine Gelegenheit läßt er vorübergehen, um Moltke und später dessen Nachfolger Falkenhayn von der Notwendigkeit zu überzeugen, mit ganzer Kraft gegen Rußland zu marschieren. Als er bei den Heerführern nichts ausrichtete appellierte er an den Deutschen Kaiser, freilich auch dort ohne Erfolg. Dieses ergebnislose Werden macht den Feldmarschall von Tag zu Tag gereizter. Er wird immer mehr davon überzeugt, daß die deutsche Oberste Heeresleitung ihrer Aufgabe nicht gewachsen sei und ihre Unfähigkeit schließlich zur völligen Niederlage beider Reiche führen müsse. Überdies fühlt er sich von seinem besonderen österreichischen Standpunkt aus verletzt und wirft den Deutschen vor, daß sie die Österreicher, die sich für Deutschland aufgeopfert hätten, haben sitzen lassen. Von der Festigkeit seiner Angriffe zeugt ein Brief, den Conrad am 19. November 1914 an den Freiherrn von Wolfras richtete. Es heißt dort unter anderem:

²) Die Schuld an der Marneniederlage mißt Conrad der mangelhaften Führung des deutschen Heeres zu, von der er schreibt: „Nicht an den Truppen lag die Schuld, die sich, wenn auch ermüdet vom stürmischen Vormarsch durch Belgien, wie stets, glänzend schlugen, sondern an dem gänzlichen Versagen der D. O. S. L., deren führenden Männern es, wie ja auch deutschseits zugegeben wird, an der Seelenstärke gebrach, in unerschütterlichem Gleichmut die kritischen Momente einer Schlacht mit energischem, unbeugsamem Willen durchzuführen und mit fester, sicherer Hand in deren Gang einzugreifen, ja die im Gegenteil in der Mission des Oberleutnants Hentsch, dem man es in die Hand legte, den Rückzug zu veranlassen, zu einem mehr als bedenkliehen Mittel griffen.“ (Seite 981.)

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

170

Der letzte österreichische Heerführer.

Die Oberste Heeresleitung in Deutschland ist kurzfristig, indem sie nicht erkennt, daß jetzt hier die große Entscheidung zu suchen ist, und sie ist illiberal, weil sie rücksichtslos auf unsere Kosten arbeitet, nachdem wir ohnehin schon mehr als drei Monate lang unseren doch nicht sehr breiten Rücken gegen halb Asien hinhalten.

Jetzt muß man allerdings dies alles hinabschluden und vorder Welt die Poje der innigsten Übereinstimmung und Bundestreue zur Schau tragen — in meinem Innern aber habe ich die Gesellschaft satt.

Einem so egoistischen Verbündeten darf man daher auch seine Truppen nicht ausliefern, und deshalb ersehne ich den Moment, wo wir unsere vier Divisionen der Zweiten Armee wieder direkt unter uns haben.

Der letzte Satz deutet auf die schier ununterbrochenen Streitigkeiten über die Kommandoverhältnisse hin, die die Beziehungen der beiden Heeresleitungen zueinander geradezu vergifteten. Erst durch den fünften Band des Conradischen Werkes bekommt man so recht einen Einblick in die täglichen Kackhalgereien der Heerführer, die in der Zeit, in der es um Sein oder Nichtsein der von ihnen zu verteidigenden Staaten ging, nichts Besseres zu tun wußten, als sich um die Regelung der Kommandoverhältnisse erbittert herumzuraufen. Conrad wollte keine größeren Teile der österreichischen Heeresmacht einem deutschen Kommando unterstellen, während umgekehrt die deutsche Oberste Heeresleitung sich hinwieder hartnäckig weigerte, deutsche Divisionen unter einem österreichischen Oberbefehl kämpfen zu lassen. Ganz unlösbar war unter diesen Umständen vorerst die Frage einer einheitlichen Kriegsführung im allgemeinen. Als Anfang November 1914 der Versuch gemacht wurde, wenigstens für die ganze Ostfront ein einheitliches Kommando zu schaffen, drohte Conrad mit der Demission. (Seite 382.) Der österreichische Feldmarschall teilte eben durchaus nicht die Bewunderung, die man in der Öffentlichkeit den Leistungen der deutschen Kriegsführung zollte. Er ergeht sich auch in den Betrachtungen, die nicht unter dem unmittelbaren Eindruck der Reibungen mit den Waffengefährten, sondern viele Jahre nach dem Kriege angestellt wurden, in leidenschaftlichen Anklagen. Während des Krieges sprach er in Briefen an intime Freunde von dem „kleinlichen Kriegsführen“ der Deutschen, ein andermal von einer „unüberlegten Operation Ludendorffs“ und später wieder von „preußischer Unverfrorenheit und Taktlosigkeit“, von der „Kurzichtigkeit“ der deutschen Obersten Heeresleitung, die gegen ihre Bundesgenossen „illegal“ und „rücksichtslos“ sei.

Am meisten ärgerte Conrad die Art, in der die Deutschen die Öffentlichkeit mit ihren Erfolgen erfüllten. Die deutsche Oberste Heeresleitung wußte immer nur von gewaltigen Siegen zu berichten, sie tat so, als ob die deutsche Heere unaufhaltsam von Triumph zu Triumph eilten, während die rauhe Wirklichkeit aber sehr ganz anders aussah. Conrad sah voraus, was allerdings von seiner Stellung aus nicht schwer vorauszusehen war, daß die Siegesträume, in die das deutsche Volk durch seine Oberste Heeresleitung eingelullt worden war, einst einem bitteren Erwachen würden Platz machen müssen. Er wollte diese Täuschung nicht zur Gänze mitmachen. Wohl stand auch er auf dem Standpunkt, daß man im Kriege dem Volke nicht die volle Wahrheit sagen dürfe, und die österreichischen Heeresberichte haben in Verschleierungen der Tatsachen schon auch ihr gehörig Teil geleistet. Aber gegenüber dem systematischen offiziellen Lügendienst der Deutschen blieben die Österreicher doch nur Stümper. Dazu kam, daß nach Conrads Meinung die deutschen Waffenbrüder ihre Erfolge gern dadurch unterstrichen, daß sie die Leistungen der österreichischen Heere herabsetzten. An Duzenden Stellen seines Werkes klagt er darüber mit den bittersten Worten. Einen seiner Briefe, in dem er sich über das Verhalten der Deutschen beschwert, begründet er nachträglich selbst in folgender Weise:

Zu der Verstimmung, die sich in meinem an Erzellenz Volfras gerichteten Schreiben ausspricht, hatte auch nicht wenig beigetragen, daß man sich deutscherseits nicht scheute, zur Bemäntelung eigener Niederlagen und Mißerfolge die Leistungen der Verbündeten herabzusehen, über die l. u. l. Truppen die abfälligsten Urteile zu verbreiten und diese eigenartige Propaganda tief ins Volk hineinzutragen, während unsere Truppen in schwerem Kampfe die Rückenbedeckung für den sicher erhofften, aber leider ausgebliebenen Erfolg in Frankreich übernommen hatten und unsere tapferen Kinder auf den Schlachtfeldern Rußlands dahinjanken für die gemeinsame Sache! Oder hatte man unsere Toten weniger wert gehalten als die deutschen? (Seite 544.)

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Der letzte österreichische Heerführer.

171

In der zusammenfassenden Betrachtung, mit der Conrad den fünften Band abschließt, wirft er der deutschen Obersten Heeresleitung vor, daß eine von ihr geschaffene Institution in Berlin die Bestimmung hatte, „eigene Mißerfolge zu verschleiern, Erfolge sich allein zuzuwenden und so viel als möglich in grelles Licht zu stellen, die Leistungen des Verbündeten aber zu unterdrücken, zu verdunkeln und herabzusetzen“... „Die eigene Gloire über alles stellend, verblähte der Blick für die nüchternen Tatsachen, für die Forderungen der Lage und für die Gemeinsamkeit des Zieles. Man lebte sich in die Täuschung hinein, alles allein geschaffen zu haben“... „Demgegenüber hielt ich trotz den vielfachen Vorwürfen, die mir deshalb gemacht wurden, an der Knappheit unserer Kommunikatés und an meiner ablehnenden Stellungnahme gegen die Aufbauschung von Erfolgen fest. Es widerstrebt mir, das Publikum in Täuschungen zu wiegen und den Tag vor dem Abend zu loben“... (Seite 985.)

Also so ganz ist Conrad bei diesem löblichen Vorjatz auch nicht geblieben! Immerhin hatte er recht, wenn er die deutsche Oberste Heeresleitung beschuldigte, das deutsche Volk irregeführt zu haben. Dieselbe deutsche Oberste Heeresleitung, der Conrad den Vorwurf macht, durch ihre Halbheit und Zweischlichtigkeit sehr erheblich zur Niederlage beigetragen zu haben. In der Kritik der deutschen Obersten Heeresleitung spart der österreichische Feldmarschall wahrlich nicht mit starken Worten. Diese Kraftausdrücke suchte Conrad nachträglich ja ein wenig zu entschuldigen, aber heileibe nicht etwa so, daß er in der Sache eine andere Meinung befandete. Sein endgültiges Urteil faßte er vielmehr in folgenden Worte zusammen: „Eine Kriegführung, die überall nur mit halben Mitteln arbeitete, nur bedacht war, nirgends einen Mißerfolg zu erleiden, sich mit einem halben Erfolg zu begnügen und sofort von seiner Ausgestaltung abzulassen, vermochte eine Entscheidung nicht zu bringen, sie barg vielmehr die Gefahr des allmählichen Erlahmens und der schließlichen Niederlage.“ (Seite 570.)

Es ist nicht unsere Sache zu untersuchen, ob Conrad mit seiner Kritik der deutschen Heeresführung im Rechte ist oder nicht. Die Unfähigkeit, die die österreichischen Generale ihren deutschen Waffengefährten nachsagen, wird ihnen von der anderen Seite mit womöglich noch stärkeren Worten selbst zum Vorwurf gemacht. Vielleicht ist es vorerst überhaupt nicht möglich, zu einem objektiven Urteil zu gelangen, da die subjektiven Betrachtungen der Beteiligten sich noch zu sehr in den Vordergrund schieben. Eine ist aber gewiß, Fehler, schwere Fehler sind von den beiden Heeresleitungen der Mittelmächte tatsächlich gemacht worden. Die Beantwortung der Frage, wer die folgenschwereren verschuldet hat, mag dem Urteil einer späteren Zeit überlassen bleiben.

Nur ist jedenfalls, daß das gespannte Verhältnis der beiden Heeresleitungen zueinander notwendigerweise die schwersten Rückwirkungen auf die Kriegführung beider Heere haben mußte. Die ewigen Differenzen der Heeresleitungen haben ganz gewiß außerordentlich dazu beigetragen, die Mittelmächte zu schwächen. Wahrscheinlich sind sie eine der stärksten Ursachen der Niederlage gewesen, mit welcher Feststellung wir keineswegs die Mängel der österreichischen Kriegführung in den Hintergrund rücken wollen, die für sich allein auch genugsam auf dem Kernholz hat. Gerade in dieser Beziehung ist ja das Buch Conrads — freilich wider Willen — eine der aufschlußreichsten Quellen. Man kann es nur mit der erschütternden Erkenntnis aus der Hand legen, wie allzu österreichisch es in diesem Kriege zugegangen ist. Die Generale zankten und streiten untereinander, das Armeekommando liegt in ewiger Fehde mit den zivilen Ministerien, Hofintrigen spielen zwischendurch und zu alle dem kommt der geradezu häßliche Gegensatz zur Heeresleitung des verbündeten Deutschen Reiches. In einer solchen Verfassung führte die todfranke Monarchie den Krieg um ihre Existenz! Kein Wunder, daß er so ausging, wie er ausgehen mußte.

* * *

Wir haben die Wesenheit des letzten österreichischen Heerführers aus seinen eigenen Schriften zu erklären versucht. Einer seiner Generale, der Kriegsberichterstatter Karl Friedrich Nowak, hat in mehreren Büchern das Wirken des Feld-

DER KAMPF

Nr.: TAG:

marshalls im Kriege beschrieben und sich durch Dokumente von Conrads eigener Hand bestätigen lassen, daß er das Tatsächliche richtig wiedergegeben habe. Eines dieser Bücher („Der Weg zur Katastrophe“, mit Briefen, Gesprächen, Dokumenten und Karten. Berlin 1926) erscheint eben jetzt in einer neuen Auflage und enthält bisher unveröffentlichte Briefe Conrads. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, würde diese Veröffentlichung Nowaks ihn erbringen, nämlich des Beweises der Fronde gegen die Mitverantwortlichen im Weltkrieg und der verbitterten Stimmung, in der Conrad die Welt verließ. Als der greise Feldmarschall starb, versuchten die schwarzgelben Reaktionäre flugs eine k. u. k. Legende um ihn zu weben. Sie schwiegen seine Kritik an den Zuständen in der sterbenden Monarchie ebenso tot, wie sie seine Geißelung der führenden Persönlichkeiten des kaiserlichen Heeres nicht wahr haben wollten, geschweige denn daß sie über seine Fehden mit den deutschen Heerführern berichtet hätten. Sie wollten ihren Conrad der Nachwelt überliefern, einen braven, gutmütigen, verdienstvollen und um seinen lieben Kaiser trauernden alten Herrn, der sich zur Pflege einer falschen, verlogenen Tradition gar trefflich eignete. Aber durch diese Rechnung hat der Feldmarschall selbst einen dicken Strich gezogen. Wir sind wahrlich weit davon entfernt, Conrads geistige Kavazität zu überschätzen — halten wir doch seine politischen Ansichten für geradezu naiv —, aber wir müssen sagen: eine Persönlichkeit war dieser Mann. Er scheute sich nicht, für seine Ansichten gegen jedermann einzustehen, auch gegen den mächtigen Hof und, wenn es sein mußte, selbst gegen den Kaiser, der ihm, dem gehorhamen Offizier, ansonsten wie ein unantastbares Tabernakel erschien. Daß just dieser Mann seine letzten Lebensjahre nicht allein durch den Zusammenbruch, der ihn selbstverständlich hart traf, sondern mehr noch durch die Saltung seines Monarchen und dessen Umgebung vergiftet sehen mußte, ist wahrhaftig ein tragisches Geschick. Man muß nur lesen, wie er seine Entlassung durch den Kaiser Karl schildert, um den tiefen Groll über die ihm widerfahrene Behandlung zu ermeiseln. Unmittelbar nach seiner Verabschiedung schrieb er an Nowak: „Ich bin durchaus auch nicht freiwillig gegangen, sondern ich wurde einfach vom Kaiser enthoben und verabschiedet: das »Wie« hoffe ich Ihnen ja einmal erzählen zu können...“ Es hatte sich diese Gelegenheit bald geschickt. Am 18. August 1918 berichtete Conrad, wie es bei dieser Verabschiedung zuging. Er erzählte, daß er die Kaiserin Rita seit jeher gegen sich gehabt habe, ebenso den mächtigen böhmischen Hochadel, die Hofpartei, die Diplomaten und die gekränkten Generale. Die verunglückte Julioffensive gegen Italien im Jahre 1918 bot seinen Widersachern einen Vorwand. Man suchte einen Sündenbock und Conrad mußte als Belohnung für 47jährige treue Dienste dazu herhalten. Zum Troste hängte man ihm den Grafentitel an, was aber den Feldmarschall noch mehr erbitterte, denn er empfand diese „Auszeichnung“ als eine Lächerlichkeit. „Es möge“, so schrieb er, „niemand glauben, daß mich äußerliche Auszeichnungen — obendrein solche, die meinem Wesen ganz widersprechen — für eine moralische Vernichtung meines guten Namens zu entschädigen vermögen, eine solche Zumutung ist geradezu beleidigend.“ So sprach der letzte österreichische Heerführer von denen, für die er zwei Generationen hindurch gearbeitet und für die er alles hingeggeben hatte, was er vermochte.

Eine rückschauende historische Betrachtung wird in des Feldmarshalls persönlichem Los nach jenen allgemeinen Linien suchen, die es mit der allgemeinen Entwicklung verknüpfen. Sie sind in der Tat vorhanden. Conrads vergebliches Ringen, sein Untergang, sowie die ihm widerfahrenden Kränkungen waren schließlich und letztlich mehr oder weniger notwendige Teilerlebnisse des einen großen geschichtlichen Prozesses, des Zusammenbruches eines zum Sterben überreifen Reiches.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 189 TAG: 11. 7. 1926, 13

Als Industriespion in England.

Erlebnisse der „Nummer 1844“.

I.

Die Anwerbung.

Im Februar 1914 hatte Frank Highmann seine Studien an der Wiener Technischen Hochschule beendet. Frank Highmann (1,92 Meter groß und 90 Kilogramm schwer) ging mit dem Zeugnis der zweiten Staatsprüfung aus Maschinenbau in der Tasche eine Anstellung suchen. Auf dem Umweg über Kopenhagen kam er in das Vorkriegs-paradies aller Ingenieure, nach England. Tottenham. Die Ersparnisse wurden immer geringer, die Jagd nach Verdienst blieb erfolglos. Eines Tages nahm ein würdig aussehender, älterer Herr an dem Tisch des Wiener Ingenieurs Platz, in einem Restaurant, das hauptsächlich von den Angestellten der großen John Fowlerschen Maschinenfabrik besucht wurde. Der Fremde erklärte, er sei französischer Schweizer, von Beruf Photograph, heiße Charles B. und lebe in Tottenham. Er schimpfte über die schlechte Zeit, den miserablen Geschäftsgang, über die Engländer im allgemeinen

und über die Londoner im besonderen. Beim vierten Glas We waren die beiden schon gute Freunde; der Ingenieur erhielt vorläufig eine Stelle als Assistent im photographischen Atelier des Schweizers. „Also über geschäftliche Überbürdung hatten wir uns nicht zu beklagen; ich erinnere mich nur zweier Kunden in den sechs Wochen, die ich bei Charles B. verbrachte. Bei dieser Geschäftsklauheit wunderte ich mich nur über die scheinbar unerschöpfliche Kasse meines neuen Freundes. Er lebte sehr gut bürgerlich, rauchte ausgezeichnete Zigarren, und nichts schien ihm zu teuer.“ Anfang Juni löste sich dieses Rätsel. B. hatte für den Ingenieur einen Auftrag: Als Hilfsarbeiter in ein Werk nach Birmingham zu gehen, dort die Augen offen zu halten, über alle Neuerungen oder Fabrikationsmethoden genauest Bericht erstatten, wenn möglich mit Skizzen. Denn Charles B. war der englische Chef des deutschen Industrie-Spionagesystems. Er starb im Jahre 1917 an einem Strick, dieser gehörte der britischen Regierung und hing an einem Galgen in Glasgow.

Schon Ende Juni konnte der Tagelöhner Axel Knut Larsen aus Kopenhagen, der als Trundler im Birminghamer Werk beschäftigt war, einen genauen Chiffrebericht über die Fabrikationsmethode der 21⁵/₁₀-Schiffsgeschütz-hülse an B. nach London senden. Die Tätigkeit des neuen Hilfsarbeiters Larsen (Highmann) bestand darin, ausgekühlte, gewalzte Kupferplatten mit einem Rollwägelchen (Trundle) in die Schaberei zu führen.

Larsen machte sich einmal bei einem Leitungsgebrochen in der Schaberei nützlich; er wurde daher bei ähnlichen Fällen als Aushilfe überall herangezogen. „Ich kam dadurch im ganzen Werk herum, plauderte hie und da mit einem Arbeiter bei einer Drehbank oder bei einem Schraubstock...“

Die Morgenblätter vom 29. Juni brachten die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers und seiner Gemahlin in Sarajevo. Nach Arbeitschluss ging Larsen wie gewöhnlich in einen kleinen Tabakladen des Arbeiterviertels, um eventuelle Chiffrebriefe von B. abzuholen. Es war Post da. In seiner Behausung, die der Hilfsarbeiter mit einem Kellner teilte, begann er zu entziffern: Stelle verlassen; sofort nach London fahren; Wohnung bei Witwe Nell, Leather Street; weitere Weisungen folgen; Axel Knut Larsen bleibt aufrecht.

Als Schnellphotograph im Arsenal zu Woolwich.

Larsen fand bei Frau Nell ein sauberes Zimmerehen vor. Zwei Stunden nach der Ankunft in London (Whitechapel) wurde auch schon Charles B. gemeldet. Der Chef empfahl sich mit der Weisung: Neue Befehle abwarten. Drei Wochen trieb sich der Ingenieur in Whitechapel, dem verufensten und gefährlichsten Stadtteil Londons herum, sang mit betrunkenen Matrosen schwermühtige Seemannslieder, erborgte sich blaue Augen und dicke Beulen. Bis B. eines Tages wieder auftauchte. Larsen bekam den Auftrag, nach Woolwich zu fahren und dort Bekanntschaften mit technischen Personen des Mannschaftsstandes zu machen, die im Arsenal Dienst versahen. Die Ausweis-papiere lauteten wieder auf A. K. Larsen, diesmal reisender Schnellphotograph. „In Woolwich mußte ich mich sofort bei Madame Eugenie M. melden, die mir Schriftstücke und sogenannte Werkstätten-skizzen zum Kopieren übergeben werde; ich habe die Kopien sofort an Charles B. weiterzubefördern. Meine neuen Bekanntschaften sollte ich vorsichtig über die momentane Tätigkeit im Arsenal ausholen.“

Am 21. Juli traf der Schnellphotograph Larsen bei Eugenie M. in Woolwich ein. Sie besaß eine vornehme Wohnung im elegantesten Viertel der Stadt. Eugenie M. war ein zierliches, pikantes Persönchen mit den Augen eines Teufelchens. Dieser tapferen Frau hatte die deutsche Spionage in England unter V.s. Leitung viel zu verdanken. Jahre später, als man Charles B. verhaftet hatte, als er im Gefängnis zu Glasgow dem Todesurteil entgegensah, versuchte Eugenie M. noch ein letztes Mittel zu seiner Rettung. Ihre persönlichen Reize und hohe Geldebeträge sollten einen Gefängnisbeamten bestechen. Das mißlang. Verhaftet. Sie entzog sich aber der britischen Gerichtsbehörde, indem sie die prachtvolle Perle eines Ringes, den sie stets am Finger trug, verschluckte. Die Perle enthielt ein Quantum Phosphor, das genügt hätte, hundert Leben auszulöschen.

Die Ereignisse überstürzten sich. Mobilisierungen und Kriegserklärungen hüben und drüben. Die erste Fremdenkontrolle auf dem Polizeiamt in Woolwich verlief für Larsen ohne Anstalt. Die Ausweispapiere waren in Ordnung! Bisher hatte der Ingenieur-Photograph nicht viel von Bedeutung erfahren. Das Arsenal wurde streng bewacht, tagsüber war es unmöglich, hineinzukommen. Larsen beschloß daher, den militärischen Objekten einen nächtlichen Besuch abzustatten. Der Chef billigte den Plan. „Charles sandte mir nicht nur Einbruchswerkzeuge, sondern auch gleich einen Einkrecher dazu. Diesen traf ich außerhalb der Stadt durch Vermittlung Eugenies. Ich sah auf einer Seite der Landstraße im Gras und frühstückte, als er mit seinem Motorrad angefahren kam. Er markierte eine Panne und blieb knapp vor mir stehen. Wir wechselten das vereinbarte Lösungswort, indem er mich fragte, „ob es noch weit in die Türkei sei“, und ich ihm antwortete, daß ich „Mohammed selbst bin“. Er war ein stämmiger, sommersprossiger Ire, gelernter Schlosser, Einbrecher von Profession.“ William hieß der Gefelle.

Das Arsenal, von einer nicht allzu hohen Mauer umschlossen, hatte in einzelnen Objekten Nachtsicht. An einer solchen Stelle, wo der Lärm der Arbeit ein Geräusch der geheimnisvollen Besucher übertönte, überkletterten Larsen und sein Helfer die Mauer. Doppelposten patrouillierten mit Gewehren und aufgeschanzten Bajonetten immer mehrere Gebäude ab. Die Spione hatten es auf die Werkstätte für Zündermontierung abgesehen. Das Objekt lag fast ganz im Dunkel der Nacht. Als die Posten vorbei waren krochen die beiden zur Tür. William ölte Schloß und Angeln tüchtig ein. Was war der Eingang frei. Die Tür wurde von innen wieder leise zugezogen und mit einer Schnur so fest an einen nahen Werkisch befestigt, daß der Posten, falls er die Schnalle niederdrückte, meinen mußte, sie wäre versperrt. Ein nadelfeiner Strahl aus Williams Taschenlampe tastete das Inventar der Werkstätte ab. Ein fertig montierter Schrapnellzünder allerneuester Konstruktion war die wertvollste Entdeckung. In Schreibtischladen und Schränken, die William wie mit einem Zündholz aufsperrte, befanden sich noch wichtige Blei-

stiftstücken. Unter einer großen Kiste wurden alle Dinge von Werte mit einem hierzu eigens mitgenommenen Kodak photographiert. Der Zünder viermal, zerlegt in alle seine Teile. Die Magnesiumpatronen blitzten auf, ein Knack und ein Film war belichtet. Denn mitgenommen dürfte nichts werden. Von außen herein klang regelmäßig der Schritt der Posten. Endlich war alles fertig, die Werkstätte wieder in unberührtem Zustand. Nach dem Passieren der Soldaten wollte man das Objekt verlassen. Als sie aber jetzt

vor die Eisentüre kamen, blieben sie stehen. Die Posten sprachen miteinander. Sollte William ein Werkzeug draußen vergessen haben? Einige bange Minuten; der Einbrecherkönig griff zum Revolver. Dann aber setzten die Wächter ihren Rundgang wieder fort. Der Rückzug über die Mauer gelang. Der Morgen graute schon, als Larsen und William zum Motorrad auf die Straße gelangten. In tausender Fahrt ging es nach London. Der reisende Schnellphotograph tauchte in der Millionenstadt unter.

TAGESPOST (Graz)

nr.:

TAG: 18. 7. 1926, 15f.

Aus Industriespion in England.

Erlebnisse der „Nummer 1844“.

II.

Die Industriespionage im Kriege.

Als Industriespione kamen nur anerkannt tüchtige Leute, Techniker oder Chemiker, in Betracht, die mit der Materie des auszuführenden Artikels vollkommen vertraut sein mußten. Die deutsche systematische Industriespionage unter Charles B. in England beschäftigte im Frieden sechzehn, im Kriege etwa vierundzwanzig männliche und noch einige weibliche Agenten. Jedes Mitglied dieser Organisation hatte eine Nummer: Jng. Hightmann „1844“, Eugenie M., eine Luxemburgerin, die vorwiegend Deutsch, Französisch und Englisch sprach, „1688“. Auftraggeber für Charles B. war eine hohe deutsche diplomatische Persönlichkeit im Haag. Die Verbindung wurde durch einen Kurier aufrechterhalten, der sich als holländischer Handelsreisender jeden Monat über Oslo (Norwegen) auf die Reise nach London machte. In den verschiedensten Orten Englands etablierten B. Briefmarkenhandlungen. Man wählte gerade diesen Berufsweig, weil ein solches Geschäft unauffällig viele Briefe, auch überseeische Sendungen empfangen konnte. Die Mitteilungen an die Agenten standen auf der Rückseite von Briefmarken in

einer Schrift, die nur durch Eintauchen in eine starke Salzlösung sichtbar wurde. Diese Sendungen mußten, falls sie von unberufener Hand geöffnet wurden, den Anschein erwecken, als würde die Briefmarkenhandlung in Z zu Reklamezwecken keine Musterkollektionen verschiedenen Kunden zukommen lassen. Den Marken lag ein entsprechender Offertbrief der Handlung bei. Die Agenten wieder sandten ihre Mitteilungen (auf anderen Marken) zurück; offiziell schrieben sie „wir haben für die Musterkollektion kein Interesse“ oder dergleichen.

Und die Erfolge dieser Tätigkeit? Um nur wenige Beispiele zu nennen: Ein Ingenieur-Spion kundschaftete während des Krieges in einer englischen Flugzeugfabrik neue automatische Stabilitätsvorrichtungen für Aeroplane aus, bevor sie noch montiert und praktisch erprobt waren. Die Engländer dürften nicht wenig erstaunt gewesen sein, als zur gleichen Zeit auch deutsche Flugzeuge mit dieser Vorrichtung an den Fronten eingesetzt wurden ... Nummer 1844 verschaffte sich Einblick in die Fabrik für Panzerautomobile zu Nottingham, er konnte die „Raupenautos“ (Tanks) als Nachtwächter mit Muße studieren. (Werkstättenhütten wanderten auf der Rückseite von Briefmarken in B.s Hände, um dann nach Deutschland weiter zu laufen.) Einem anderen Spion gelang es, in einer chemischen Fabrik hochwichtige Rezepte von giftigen Gasen für Kriegszwecke abzuschreiben. Die Tätigkeit war ein Hazardspiel. Man konnte viel, aber auch gar nichts gewinnen

und der Einsatz blieb immer der gleiche — der Kopf. Niemand wird leugnen, daß es hierzu ganzer Männer, treuester Patrioten bedurfte. Von den „Einzelgängern“ nicht zu reden, die nur aus finanziellen Motiven Spionagedienste leisteten. Der Organisation kamen solche Leute oft unerwünscht in die Quere. Dann wurde gegen diese „Einzelgänger“ rücksichtslos vorgegangen; denn sie schädeten meist nur der guten Sache. Glücke ein Auftrag, der fast immer mehrmonatige Strapazen als Werkarbeiter verlangte, so gab es zur Erholung eine „Schonzeit“ in einem englischen Küstenkurort.

Retting Durands vor dem Galgen.

Ein Agent Charles B., der als Schweizer Staatsbürger Leon Durand (Reichsdeutscher Wilhelm v. B.) in der Cardiffer chemischen Fabrik tätig war, verschwand eines Tages spurlos. „1844“ bekam den Auftrag, an Ort und Stelle vorsichtig Nachforschungen zu pflegen, vor allem wichtige Aufzeichnungen und Rezepte, die Durand unzweifelhaft bei sich hatte, für die Organisation zu retten. Eugenie M. hatte den Ingenieur zu begleiten; sie kannte Wilhelm v. B. Die Ausweispapiere lauteten diesmal auf: Sven Madsen, Bildhauer aus Dänemark samt Frau. Hochseitsreise nach Cardiff! Das Glück lächelte dem Pärchen. Ein leitender Direktor (Junggeselle und arger Schürzenjäger) des chemischen Werkes, hatte es auf die schöne, junge Frau des Bildhauers abgesehen. Eugenie erspürte ihm die Annäherung. Nach einigen Tagen war Bekanntschaft geschlossen. Sven Madsen gab sich als Preußenfeind und Deutschenhasser aus. Da erzählte der Direktor, daß vor drei Wochen in seinem Werke ein Spion Leon Durand entlarvt wurde, der sich für einen Schweizer ausgab, aber in Wirklichkeit deutscher Chemiker zu sein scheine. Also Durand befand sich im Polizeigefängnis zu Cardiff. Wie aber mit ihm in Verbindung kommen. Ein abenteuerlicher Plan wurde entworfen. „... als wir unseren direktoralen Freund am anderen Abend wieder trafen, lenkte Eugenie das Gespräch auf den verhafteten Chemiker und bat den Direktor, uns nochmals dessen Namen zu nennen, da wir uns noch gestern erinnert hätten, einen Leon Durand in einem Seebad in Wales kennengelernt zu haben, der auch Chemiker war. Jener Durand habe sich uns damals auf einige Tage angeschlossen und verschwand dann plötzlich von der Bildfläche; gleichzeitig vermißten wir auch einen

Eugenie gehörigen wertvollen Brillantring. Es sei immerhin möglich, daß dieser und jener Durand ein und dieselbe Person wären." Der Direktor war ehrlich enttäuscht; er erstattete sofort die Anzeige bei dem Kommissär, der Durands Sache führte. Nach zwei Tagen bekamen Madsen und Frau eine Vorladung zur Polizei. Durand wurde gerufen. Bleich, abgemagert erschien er. Eine kurze Stahlkette umschloß die Füße. Er ließ seinen finsternen Blick aus grauen Augen von einem zum anderen gleiten. Als er Eugenie ansah, die ein Auge leicht zuhinst, begriff er scheinbar sofort den Zusammenhang. „Durand lächelte leicht, als er antwortete, er sei bestimmt nicht der Dieb des Ringes, aber er wisse vielleicht, wo dieser sei, doch müsse er erst nachdenken und könne es eventuell am nächsten Tag sagen. Er stelle jedoch die Bedingung, daß man sich seines Hundes annehme, der jetzt bestimmt schlechtes Futter bekäme.“ Madsen sagte zu. In einem unbeobachteten Augenblick machte Durand die Pantomime des Wollens; dann fuhr er sich mit einer Hand rund um den Hals. Das Ehepaar Madsen holten aus Durands Wohnung das Tier ab. Es war ein großer schwarzer Neufundländer. Im Hotel wurde der Hund gefüttert. Ein starkes, mit Metall besetztes Lederhalsband fiel auf. Die Bewegungen Durands! Im Nu war das Halsband gelöst, innen aufgeschnitten und — fein säuberlich, mit echt deutscher Gewissenhaftigkeit, lagen hier zusammengerollt die wichtigen Papiere. Eugenie fuhr damit sofort nach London. Madsen hatten noch Durand von dem „Ringdiebstahl“ zu reinigen. Er kaufte zuvor dem Hund ein neues Halsband und ging am nächsten Tag wieder zur Polizei. Durand wurde vorgeführt. Als er von dem neuen Halsband erfuhr, huschte ein kurzes Lächeln über seine Lippen. Er hatte verstanden. Jetzt erklärte der Häftling, er hätte keine Ahnung von dem Ring, er hätte nur versprochen, etwas mitzuteilen, damit sein Hund versorgt werde. Durand rehabilitierte sich von dem „Ringdiebstahl“. Der Spionageprozeß Durand vor dem Kriegsgericht in Gloucester verlief mit einem Freispruch — mangels an Beweisen. Durand nannte seinen richtigen Namen. Er gab zu, Dokumente auf Leon Durand gefälscht zu haben, lediglich aber zu dem Zweck, um als Schweizer leichter eine Existenz zu finden: „Nur um des täglichen Brotes willen tat ich diese Unbesonnenheit; ich kam zu einer Zeit nach England, als noch kein Mensch an Krieg dachte. Die Angehörigen meiner Nation nimmt man hierzulande nicht gern in seine Dienste, denn ich bin — Reichsdeutscher und heiße Wilhelm v. B.“ Das Bekenntnis zum Deutschtum in der Verteidigungsrede war sein Trumpf. Er wußte, daß man ihm nichts beweisen konnte, und ohne Beweise wurde noch niemand gehängt, selbst wenn es ein Deutscher war. Die Organisation Charles D. befreite später Wilhelm v. B. aus dem Interniertenlager im Londoner Alexandrapalast. Als „Bräutigam“ Eugenie verlebte er einige Wochen der Erholung in einem Badeorte, um dann wieder in Aktion zu treten.

*

Die weiteren Schicksale der Nummer 1844: Als Nachwächter vier Monate in der Lanfzfabrik zu Nottingham (von Mary, der Nichte des Werksportiers, innig geliebt), als Hilfsarbeiter Cinar Hansen der Flugzeugfabrik in York — verfolgt — verhaftet — agnosziert (Kurrendierter Cinar Hansen ist der österreichische Ingenieur und Reserveoffizier Franz S. — Telegramm aus London) — zum Tode durch den Strang verurteilt — zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe in Reading begnadigt — Flucht aus dem Eisenbahnzug — Überfahrt als Kohlentrimmer von Portsmouth nach Norwegen — 1917 allen Verfolgungen entrückt.

Zwanzig Abenteuerfilme zusammen sind nicht imstande, solche Spannungen zu bieten wie man sie bei der Lektüre des kleinen Buches von Frank

Digmann „Als Industriespion in England“ (Tagblatt-Bibliothek, Wien 1926, Steyrermühl) empfindet. Es ist eine Elektrisierung der Nerven in Permanenz. Den Leser wollten wir kennen, der unterwegs stoppt. Und wenn man bei der letzten Seite angekommen ist, drängt sich die eine große Frage auf: „Ist es möglich, menschenmöglich, dieses Leben intensivsten physischen und psychischen Hochdrucks jahrelang zu ertragen, ein Leben sozusagen vor den Stufen des Galgens?“ Vielleicht aber liegt in dem Stück Zweifel des Durchschnittsmenschen ein gewichtiges Quantum jenes Bedennessertums, dem Hans Sachs mit der Lehre begegnet: „Wollt ihr nach Regeln messen, was nicht nach eurer Regeln Lauf, der eig'nen Spur vergesse — sucht davon erst die Regeln auf...“

Ing. U.

Propaganda und Weltkrieg.

München, 1. August.

In der großen Halle des Münchener Ausstellungsparkes, in denselben Sälen, die im vergangenen Jahr mit den großartigen Erzeugnissen der deutschen Verkehrsindustrie gefüllt waren, war in den letzten zwei Monaten eine Schau zu besichtigen, die das Deutschland zeigte, wie es von den Feinden während des Krieges geschildert worden ist. Die in Stuttgart gesammelte Kriegsbücherei stellte unter dem Titel „Propaganda und Weltkrieg“ alles an Druck- und Bildwerken aus, was ihr von feindlichen Erzeugnissen der „geistigen“ Kriegführung und auch von den Mitteln der Gegenarbeit, die Deutschland und seine Verbündeten zu leisten versuchten, erreichbar geworden ist. Die Besichtigung dieser Schau war ein starkes Erlebnis. Unmöglich, sie in engem Rahmen auch nur halbwegs zu würdigen, wie es schon unmöglich war, in Stunden die zahllosen Eindrücke völlig in sich aufzunehmen. So also sah das deutsche Antlitz im fremden Spiegel aus. Wir Deutsche wußten wohl zu sagen, was die anderen im Lauf der Geschichte schon übles getan, wie sie geraubt und Verrat geübt hatten, wie sie uns jetzt wieder um unseren Staat und unseren Lebensraum bringen wollten, während sie die ganze Welt unter sich verteilten, wie sie durch die Blockade unser ganzes Volk unmenächlich zugrunde richten wollten, wie sie den Krieg jahrzehntelang geplant und die Neze um uns geworfen hatten: aber was bedeuteten diese Anklagen, die sozusagen nur auf die Oberfläche trafen, gegen die Anschuldigungen der anderen, die uns unbedingt und endgültig geradezu die Zugehörigkeit zur Menschheit absprachen! Gegen so etwas mußte die heilige Begeisterung, die beispiellose Heldenkraft der deutschen Mannheit eingesetzt werden, gegen dieses giftige Untier der Lüge mußte sie erliegen: was hatte da alle Größe des deutschen Kriegerturns für einen Sinn?

Für den Gedanken der Rache, des Krieges überhaupt, wirbt eine solche Ausstellung wahrlich nicht. Wenn man gegen derartige Mächte zu kämpfen hat, wird Heldentum zum tragischen Spott, ehrliche Kraft zur blinden Torheit. Aber gewiß noch viel weniger wird der zum Pazifisten, der diese Sammlung von Kriegsmitteln besichtigte. Die Hände, die solche Bilder schufen, in Freundschaft und Verbrüderung drücken, das soll tun, wer es vermag; ein Rest von Würde und Ehrgefühl vermag es nicht. In Frieden zusammenleben muß man, da der Krieg allzu sinnlos ist, wenn die Lüge schließlich den Sieg entscheidet, aber an eine ehrliche Wohlgesinnung der anderen zu glauben, deren innerstes Denken sich uns enthüllt hat, das hieße unsere geschichtlich erwiesene Einfalt auf den höchsten Gipfel steigern. Frankreich, England, Belgien, dann Amerika und Italien, zuletzt auch die Polen und die Tschechen: wer im Wettbewerb der Propaganda das Höchste geleistet hat, ist kaum zu entscheiden, nur das eine läßt sich zuletzt wohl sagen, daß die Phantasie der Franzosen und der Italiener in die tiefsten Niederungen des Schmutzes herabgefunden hat. Im Anfang des Krieges tritt das Bild der russischen Dampfwalze stark in den Vordergrund: die Hoffnung derjenigen, die sich als die Schwachen überfallenen ausgaben! Klar und deutlich ist sichtbar, daß von Anbeginn ein absoluter Zerstörungswille gegen die Mittelmächte in der Entente herrschend war, während Deutschland nur zur Verteidigung aufrief.

In den letzten Tagen der Ausstellung besuchte sie noch ein Amerikaner, Professor Harry Elmer Barnes vom Smith-College in Newyork, der da eine von ihm selbst verfaßte Anklageschrift gegen Deutschland vorfand. Jetzt aber ist er herübergekommen, um in Berlin und München vorzutragen, daß er

ARBEITERKAMMER FÜR WICH
DOKUMENTATION

TABLE 2508 (Cont)

N 1258.8.E 181

916

den Weg der Wahrheit gefunden und in der Entente den Schuldigen am Weltkrieg erkannt habe. Rußland und Frankreich wollten den Krieg unbedingt und sind an seinem Ausbruch unmittelbar schuldig; Österreich wollte auch einen Krieg führen, aber nur zu seiner Rettung und in örtlicher Begrenzung auf Serbien, wenn ihm auch die Gefahr einer Ausdehnung des Brandes nicht verborgen war. England und Deutschland wollten den Krieg aufhalten, wobei die öffentliche Meinung in Deutschland etwas kriegslustiger gewesen sei als die englische, während wiederum die Regierung in Berlin, voran der Kaiser, mehr tat, um die Katastrophe zu verhindern, als Grey und seine Mitarbeiter. Belgien war ebensowenig der wirkliche Grund für England, in den Krieg einzutreten, als die Versenkung der „Lusitania“, die ein Munitionsschiff war, und der uneingeschränkte Unterseekrieg für Amerika. Grey war seit jeher entschlossen, Frankreich in einem Krieg gegen Deutschland beizustehen, wie Wilson zur Hilfe für England bei der Gefahr eines deutschen Sieges, wobei auch das Interesse der amerikanischen Hochfinanz im gleichen Sinne wirkte.

Professor Barnes hat den Kampf für seine Erkenntnis gegen die noch immer widerstrebende Wissenschaft und die Öffentlichkeit Amerikas aufgenommen und wird ihn tapfer,

in der Hoffnung auf einen entscheidenden Sieg der Wahrheit weiterführen. Ob es aber zu diesem Ende dienlich war, daß der Deutsche Verband zur Bekämpfung der Kriegsschuldigen ihn zu Vorträgen in Deutschland eingeladen hat und ihn durch Bankette und Ausflüge feierte? Kläglicherweise hat sogar die sozialdemokratische Presse deutscher Zunge sich durch die Teilnahme der nationalen Verbände an den Veranstaltungen gehindert gefühlt, eine Befriedigung über das Wahrheitsbekenntnis des amerikanischen Gelehrten auszusprechen, da ihr das Zugeständnis, daß Deutschland die geringste Schuld am Kriege trage, überhaupt nicht in das Konzept paßt. Um die Vergangenheit herabzusetzen, muß man immer wieder, mindestens zweideutig, ihr Krieg und Niederlage zur Last legen können. Was ist aber da auf der Entente Seite nun anderes zu erwarten, als daß Herr Barnes für einen, vielleicht gar bestochenen, Parteigänger der deutschen Militaristen erklärt wird! „Die Wahrheit auf dem Marsche“, so haben die nationalen Blätter die Berichte über die Vorträge des amerikanischen Professors betitelt. Aber was hilft nun ihr Marsch durch Deutschland? Ein bißchen taktische Klugheit hätte wohl geboten, daß man Herrn Barnes erst nach seinem Sieg in Amerika den Dank Deutschlands abgestattet hätte!

Ziel Görz durch Verrat?

Von Alexander Hübner,

Oberst des Bundesheeres.

Am Isonzo lief unsere Stellung meist hinter dem Fluß; davor nur selten, so bei Görz. Dort führte sie von der Pyramidenhöhe des Monte Santo steil zum grünlichgrünen munteren Isonzo hinunter, übersprang dann den Felshang des Monte Sabotino, überquerte dessen Geröllrücken und glitt schließlich am anderen flacheren Hang langsam in weitem Bogen ins liebliche, obstreichere Piomicatal. Weiter südwärts laufend konnte sich unser Graben im Nebenhügel von Oslavia, umgürtete das waldige Bevmassiv, lief vor Görz über die wallartige Podgora wieder zum Isonzo herunter, um uferentlang bis zur Mündung der Wippach zu schlängeln.

Dieses 16 Kilometer lange Frontstück hieß der Görzer Brückenkopf. Die 38. Infanteriedivision verteidigte ihn. Im August 1916 bestand sie aus der 4. und 5. Gebirgs- und der 121. Landsturmbataillone, insgesamt 18 Infanteriebataillone (darunter neun vom Landsturm); 11 Bataillone waren in der vordersten Linie, 2 Bataillone als Reserve etwa 4 Kilometer dahinter, der Rest, 5 Bataillone, 8 bis 10 Kilometer rückwärts auf Erholung.

Görz zu erobern, war das heißersehnte Ziel der Italiener. Schon in der Herbstschlacht des Jahres 1915 stürmten sie fünfzehnmal den Sabotino, vierzehnmal die Podgora und dreißigmal gar Oslavia. Etwa 86 italienische Infanteriebataillone verbluteten im 47tägigen Ringen am zähen Widerstand von 30 österreichischen Infanteriebataillonen.

Und das Ergebnis dieser entsetzlichen aller Schlachten?

Die Podgora war ein glitschiger Lehmbügel mit verkohlten, zerstückelten Baumstrüngen, Oslavia ein breiter Klumpen aus Leichen — Sand — und Häusergerölle, der Sabotino ein qualmenber Fels und Görz selbst blutete aus tausend Wunden, viele Häuser aufgeschlüsselt, zerrissen, verbrannt.

Nur bei Oslavia sind die Italiener wenige Schritte vorwärts gekommen.

Anfang 1916 zog unsere Heeresleitung zum entscheidenden Schlag gegen Italien alle entbehrlichen Kräfte nach Tirol, so 100 Geschütze von den 181 des Görzer Brückenkopfes; an Stelle der 60. Infanteriebrigade, der treuen Hüterin des Monte Sabotino, kam ungarischer Landsturm. Die Offensive mißlang, trotz anfänglicher Erfolge. Immerhin glaubten maßgebende österreichische Stellen, es werde noch länger dauern, bis der Italiener wieder am Isonzo angreife.

Unerwartet begann daher für die Besatzung des Görzer Brückenkopfes am 6. August um 7 Uhr früh die Artillerieschlacht. Die Geschosse pfeiften, saugen, wispelten und orgelten gegen unsere Stellungen, barsten hart gellend oder dumpf grollend und rissen jedesmal wirbelnd himmelwärts ein Stück Erde mit den Menschen, Gewehren und anderem darauf. Die Rauchsäulen der Knapp nebeneinander herfliegenden Geschosse verengten sich zu einer Feuermauer voll Staub und Rauch, die ein leichter Wind immer wieder in Schwaden zerriß und über den Isonzo trieb. Der Feind trommelte auf unsere Linien, auf Görz, auf die Kavernen, auf die Kommandos und auf die Ummarschwege. Darüber strahlte in Unschuld und Schöne wolkenreines sommerliches Blau und die Sonne zeichnete in zierlichem Schattenspiel die bestehenden Entsetzlichkeiten. Wie Papierwerk zerbrachen und zerfnackten die Häuser. Hier schlug die Granate eine Vorderwand auf, die sich löste, neigte, einen Augenblick zauderte, um dann unter prasselndem Staub niederzukollern, die Zimmer von oben bis unten wie die Zellen einer Honigwabe bloßlegend. Dort wieder zerbrach ein Haus, als fielen ein schwerer Hammer auf eine kleine zerbrechliche Schachtel; sie zerbrach, rechts und links flogen Betten, Tische, Sessel heraus. Dort wieder brennt es. Dabei schien Görz und sein Umland ausgestorben. Die Zivilbevölkerung war im Keller, die Soldaten meist in den Kavernen. Solche waren am Sabotino in den Fels gehauen, auf Oslavia und der Podgora in das lockere Erdreich getrieben.

Mittags: Italienische Artillerie trommelt noch immer auf uns; unsere hatte wenig Munition und konnte sich kaum bemerkbar machen. Die Soldaten in den offenen Gräben waren tot, verwundet, verschüttet. Der große Rest hingegen saß mit Gewehr und Handgranate in der Kaverne, bereit, sich dem Feind entgegenzustürzen. Sie sehnten es herbei, als Ende einer kaum noch ertragbaren, nervenpeitschenden Qual. Die Podgora und den Monte Sabotino, die wichtigsten Pfeiler des Görzer Brückenkopfes, verteidigten Dalmatiner und Kroaten der Landwehreinfanterieregimenter Nr. 23 und 37, deren Büge und Kompanien nicht selten Wiener oder alpenländische Reserveoffiziere führten. Auf Oslavia, Bevno und am Isonzo focht tapfer ungarischer Landsturm.

Man war guten Mutes. Derlei hatte man schon oft mitgemacht. Bisher kam es immer so: Das Artillerief Feuer hörte auf, Infanteriegeknatter begann. Der Italiener stand ratlos zögernd, ermattet, zermüht in unserer leeren Stellung.

„Seraus!“ „Sural!“; der Italiener war geworfen.

Noch diesmal kam es anders. Noch nie trommelte der Italiener so lange, noch nie regneten seine Geschosse so zielsicher und ununterbrochen vor den Eingängen der Rabernen. Und die braven Dalmatiner tuschelten einander zu: „Der Tolja hat uns verraten! Vor ein paar Tagen ist er mit dem Salvi und Sarel übergelaufen.“ —

Durchs tote Land, das nur die aufwirbelnden schwarzen Staubsäulen der herstehenden Geschosse bevölkern, huschen zur Bodgora und zum Sabotino viele kleine Abteilungen zu vier und fünf Mann. Bald laufen sie, bald werfen sie sich schuttsuchend in tiefe Geschosstrichter, bald wieder heßt sie ein in der Nähe einschlagendes Geschos nach vorne. Es sind die nächsten Reserven, zwei Bataillone, die sich in kleinen Gruppen nach vorwärts sammeln. Auch die Truppen in den Erholungsräumen wurden alarmiert und rückten näher an Görz.

Oberst Bohl, der Generalstabschef der Division, harrt heldenhaft aus im weit sichtbaren Gebäude des Bezirksgerichtes, wo die für die Führung der Division unerlässlichen Telefonleitungen zusammenliegen. Heute lag das Gebäude besonders in schwerer Artilleriefeuer. 15 Volltreffer erhielt es in wenigen Stunden. Sollte der Italiener vielleicht wissen?...

Der Divisionär, General Zeidler, war beurlaubt und kam in der Nacht zum siebenten. Bis dahin kommandierte die Division General Dani. Er blieb bei seiner Brigade im Nordteil von Görz. Wo blieb aber dann die Einheit der Führung? Divisionär und Generalstabschef örtlich getrennt, nur verbunden durch oft zerschossene Telephonbräht?

Als die Sonne abwärts ging, stürmte endlich der Italiener vom Sabotino bis zur Bodgora. Es war nur ein kampflozes Einrücken in unsere entseelten Stellungen, denn zerseht waren die Drahthindernisse, zerseht die Gräben, zerseht die Soldaten darin. Und bevor sich die Unseren in den Rabernen versahen, standen die Italiener vor den Eingängen. Wie gut sie hinsanden!...

Bis 5 Uhr nachmittags hatte der Feind den Sabotino bis zum Ostrand, die Schlucht zwischen Dslavia und Bevma und das Tal zwischen Bevma und der Bodgora bis zum Fonzozo durchbrochen. Die Höhenkuppe der Bodgora selbst hielten feindumtost die Dreihundzwanziger mit ihrem tapferen, unverzagten Regimentskommandanten Oberst Noc, einem Grazer.

Die Division traf Anordnungen für die Räumung von Görz, die Pioniere Vorbereitungen zum Sprengen der Fonzobrücken. Das Korpskommando stellte zwei Infanteriebataillone als erste Hilfe zur Verfügung.

Die Lage war ernst aber nicht hoffnungslos. Noch immer konnte im Gegenangriff das Verlorene zurückgewonnen werden. In der Nacht sollten von den herangezogenen Truppen die 4. Brigade mit 4 Bataillonen den Sabotino, die 121. Landsturmbrigade mit 2½ Bataillonen den Raum Bevma-Dslavia und die 5. Brigade mit 2 Bataillonen die verloren gegangenen Teile der Bodgora rückerobern. Die Gegenangriffe auf der Bodgora, bei Bevma und Dslavia gelangen im großen. Bei einem gefangenen italienischen Major fand man die verräterischen Aussagen des Fährichs Tolja. Der Feind wußte also alles: Stärke,

Gliederung, Aufstellungsorte, die Lage der Rabernen. Tolja riet den Italienern, nicht zögernd in den eroberten Stellungen zu bleiben, sondern kühn vorzustößen, denn rückwärts hätten die Österreicher gar nichts. Vor allem solle man die Verpflegsvorräte der Österreicher bei Doca Draga in Brand schießen. —

Die am Angriff am Sabotino beteiligten Truppenkommandanten hatten beschlossen und General Dani hatte es in Abwesenheit des Generalstabschefs genehmigt, daß 2½ Bataillone längs des Südhanges und 1½ Bataillone über den Nordosthang vorzustößen hätten. Durch die Bereitstellung der Truppen wurde die Nacht verträubelt und der Angriff fiel ins Tageslicht. Unglücklicherweise griffen die Italiener zu gleicher Zeit Dslavia an, brachen durch und kamen daher unseren am Südhang vorgehenden Truppen in Flanke und Rücken. Sie wurden abgesehritten, getödtet, verwundet, gefangen.

Mit dem Verlust des Sabotino war das Schicksal des Brückenkopfes entschieden. Ein Wiederholen des Angriffes schien nicht rätlich. Vergebens versuchte die Division wenigstens einen Streifen westlich des Fonzozos zu behaupten. Auch das linke Fonzoufer war unhaltbar, weil es vom Gegenüber vollkommen eingesehen wurde. Das Korpskommando befahl daher am 8. August den Rückzug in die vorbereitete zweite Stellung, die vom Monte Gabriele über St. Marco und Bertolba lief. Damit überließen wir Görz dem Italiener.

Heute nach 10 Jahren winden wir wehmütig und entsagend diesen Kranz der Erinnerung an jene Tage des Blutes und Entsezens, der Trauer und Enttäuschung. Fährich Simeon Tolja (Sohn des Matthäus), geboren 1889 in Zara, italienischer Nationalität, Kadett Giacomo Salvi (Sohn des Ludwig), geboren 1891 in Zara, italienischer Nationalität, und Kadettaspirant

Rudolf Sarel, geboren 1893 in Friedeb, tschechischer Nationalität, alle des Landwehriinfanterieregimentes Nr. 23, sehten ihr Volkstum über ihre beschworene Eidespflicht. Sie sammelten alles militärisch Wissenswertes aus dem Görzer Brückenkopf und überbrachten es dem Feinde. Erst dadurch dürfte sich der Italiener der großen Chance eines rasch zugreifenden Angriffes bewußt geworden sein. Trotzdem hätten wir Görz nicht verloren. Wir verloren es schließlich, weil wir unseren Gegenangriff am Sabotino falsch ansehten. Wären wir nicht längs des Südhanges, sondern über den Osthang des Berges mit der Hauptkraft vorgegangen, so hätte sich die Bereitstellung der Truppen nicht verzögert, wir hätten im Schutze des dämmernenden Morgens angegriffen; nicht der Feind, sondern wir wären in Flanke und Rücken gekommen. Der Italiener hätte seinem neuen Angriff wieder ein langdauerndes Artilleriefeuer vorsenden müssen. Dadurch 24 bis 48 Stunden Zeitgewinn für uns, genug, um Reserven zur dauernden Behauptung heranzuziehen.

Der Fall von Görz.

Eine Folge der Gesamtkrise im Sommer 1916. —
Die ewige Verrat-Legende.

Von Oberst Robert (Ritter von) Pohl,
damals Generalstabchef der 58. Inf.-Div. (Görz).

Anlässlich des zehnten Jahrestages des Falles von Görz warf Oberst Alexander Hübner — selbst bis anfangs 1916 als Brigadegeneralstabsoffizier im Görzer Brückenkopf eingeteilt — in der „Grazer Tagespost“ vom 6. August d. J. die Frage auf, ob Görz durch Verrat gefallen sei. Trotz Anführung vieler Hinweise verneint er schließlich diese selbstgestellte Frage, um dann den Verlust auf einen angeblich unzweckmäßig angelegten und nur deshalb gescheiterten Gegenangriff zurückzuführen.

Als damaliger Generalstabchef der Görzer Division über alle Umstände und Vorgänge unterrichtet, halte ich es für meine Pflicht, für die geschichtliche Wahrheit einzutreten und im Dienste derselben einer unzutreffenden Legendenbildung vorzubeugen.

Görz fiel weder durch Verrat noch infolge der Führung, sondern weil seine Verteidiger damals so schwach waren, wie nie zuvor, und so stark angegriffen wurden, wie bis dahin noch nie. Die öffentliche Meinung aber, Front wie Hinterland, war nach den bisherigen Erfolgen felsenfest überzeugt, daß nun auch Görz für immer unzerstört bleiben müsse, war doch die ganze Isonzofront in fünf Schlachten, 1¼ Jahren fast völlig unversehrt geblieben!

Nun hatte aber diese Front allein für die Südtiroler Offensive sieben Divisionen abgegeben und als Ersatz hierfür, soweit ein solcher überhaupt erfolgte, Landsturm erhalten, der bisher am Valtan verwendet worden war. Waren doch die Mittelmächte nach dem Eintritt Italiens in den Krieg auch nicht mehr halb so stark wie die Entente, so daß das Zusammenhalten einer Kraft zum Schlagen an einer Stelle nicht anders möglich war, als durch äußerste Schwächung der anderen Fronten. Solange man aus Südtirol brohte, konnte man den Isonzo schwächen. Nun brachte aber die Südtiroler Offensive nicht den erhofften Erfolg; das italienische Heer war weder vernichtend geschlagen, noch zu einem verlustvollen Rückzug hinter die Piave gezwungen.

Gegenüber hatte mit Luck — anfangs Juni — die Brussilow-Offensive begonnen. Was nun, nach Einstellung der Südtiroler Offensive, dort irgend entbehrt werden konnte, wanderte auf den russischen Kriegsschauplatz. Die Isonzofront, nicht mehr gesichert durch die Drohung aus Tirol, blieb schwach wie bisher: ja, auch sie mußte noch Kräfte nach Nordosten abgeben!

So zählte die 58. Infanteriedivision, G.M. Erwin Feidler, als Theresienritter Freiherr von Görz, der der Görzer Abschnitt, 16 Km., hievon Görzer Brückenkopf 9 Km., zur Verteidigung anvertraut war, gegen Ende der sechswoöchigen Herbstschlacht 1915 24 gute Bataillone (4 Brigaden) und 180 Geschütze mit reichlicher Munition; nun, am 6. August 1916, 18 Bataillone (3 Brigaden), hievon 10 nicht sämtlich vollwertige Landsturm-bataillone und, was noch viel mehr in die Waagschale fiel, nur mehr 87 Geschütze, einschließlich aller alten Stellungsgeschütze, einschließlich M.-75- und M.-80-Geschütze, und dazu nur wenig Munition: die Feld- und Gebirgskanonen hatten 300 Schuß, die anderen entsprechend weniger, eine

für länger dauernde Kämpfe ganz unzureichende Ausrüstung. Auch die Munition war eben an die russische Front gegangen. Der Munitionsnachschub am 6. August betrug 40 Schuß pro Kanone, 18 pro Haubitze, am 7. August 112, bzw. 56 Schuß; am 7. August war daher die Artillerie so gut wie ohne Munition, am 8. war es nicht viel besser.

Die Italiener griffen am 6. August den Görzer Brückenkopf mit der vereinigten Masse von fünf Divisionen an; ihre Artillerie, diesmal verstärkt durch die zahlreichen neuen schweren Minenwerfer, war von Anfang an wenigstens zehnmal überlegen, am 7. August, da die meisten l. u. l. Batterien mangels Munition schweigen mußten, sozusagen Alleinherrscher.

Die 58. Infanteriedivision, als Besatzung des Görzer Brückenkopfes, war daher sowohl nach ihrer Zusammensetzung als insbesondere nach ihrer Artilleriekraft und Munitionsausrüstung einem kraftvollen Massenangriffe im Stille von 1916 ganz einfach von Haus aus nicht gewachsen.

In Anbetracht ihrer geringen Munitionsausrüstung konnte die eigene schwache Artillerie während der neunstündigen italienischen Artillerievorbereitung keine nennenswerte Gegenwirkung leisten; sie mußte mit der Munition bis zum Sturm des Gegners sparen. Wer Kriegserfahrung hat, weiß, wie schwer es bei der herrschenden Rauchentwicklung ist, den Sturm rechtzeitig zu erkennen, so daß man, wenn es nicht gelang, den Angriff schon vorher — noch in der Bereitstellung — zu zerbrechen, meist zu spät kam.

Die Infanterie war vielfach bereits durch das überwältigende, fast unbehinderte feindliche Artillerie- und Minenseuer lahmgelegt; dort, wo die Kavallerie nicht der Sicht des Feindes entzogen angelegt werden konnten (wie am Mt. Sabotino, dem rechten Flügelpfeiler, wo die Kampfstellung auf einem feindwärts abfallenden Karsthange lag,

und die Kavernen, für jeden Zug eine, mit Ausgängen nach beiden Seiten, knapp dahinter liegen mußten), dort konnte der Feind durch sein schweres Feuer die Ausgänge verschütten; sein Sturm konnte daher ohne Gegenwehr der Besatzung erfolgen, da diese ja in ihren Kavernen eingeschlossen war. Die am Südsügel der Podgora gelegenen Kavernen konnten die Italiener von seitwärts unter Artilleriefeuer halten; einen großen Teil des Brückenkopfes sahen sie von ihren Höhenpunkten ein.

Im Jahre 1915 hatten die Italiener, methodisch vorgehend, sich nach gelungenem Sturm zunächst in unserem Graben festgesetzt; unser Gegenangriff warf sie dann über kurz oder lang wieder heraus. Es bedurfte wohl nicht erst der unvermeidlichen, geschwähigen Gefangenen, um auch die Italiener bis 1916 eines Besseren zu belehren; die Entente handelte und kämpfte ja im übrigen damals schon nach einheitlichen Richtlinien. So stieß der Feind diesmal an drei Stellen, wo ihm der Einbruch gelungen war, bis an den Isonzo vor; dort traf er auf die Pioniere, die seit vormittags an den infolge der Südtiroler Offensive nicht mehr zur Sprengung eingerichteten Brücken arbeiteten, und auf die ersten von rückwärts anrückenden Reserven.

Führer und Kämpfer der Isonzofront gaben so rasch ihre Sache nicht verloren, so auch die von Görz in jenen Tagen. Nur ein Gedanke besetzte alle: der Gegenangriff, um das Verlorene wiederzugewinnen. Er gelang in der Mitte, wo seine Aufgabe nicht allzu schwer war; 3400 Ge-

fangene der angreifenden Italiener wurden noch eingebracht! Der Gegenangriff gegen den Monte Sabotino, den hochragenden rechten Flügelstücker des Brückenkopfes, mißlang aber. Hier war der feindliche Einbruch 3 Km. tief, gegen 2 Km. breit. Ob so oder anders angefaßt — nachträglich, auf Grund genauere Kenntnis als damals, als man ihn wagte, muß man sagen, es hätte ein Wunder geschehen müssen, wenn auch dieser schwere Gegenangriff, ziemlich ohne Artillerie, in einer kurzen Augustnacht hätte gelingen sollen.

Am 7. August bröckelte dann der Brückenkopf weiter ab, die eigene Artillerie — noch um 22 im Brückenkopf selbst befindliche Geschütze vermindert — mußte schweigen, sie hatte ja keine Munition. In der Nacht zum 8. August wurde der Brückenkopf auf Befehl des Divisionärs geräumt; die Reste der 58. Infanteriedivision und zwei inzwischen eingetroffene Regimenter der Armeereserve mußten ja erhalten bleiben, um die „zweite Stellung“, knapp östlich Görz, behaupten zu können. Denn die sechste Isonzoschlacht war noch nicht zu Ende, sie währte weiter bis zum 16. August. Und weitere Reserven waren weit und breit nicht vorhanden.

Der Feind hatte wohl Görz aus unserer in seine Front gebracht, aber dabei nur 4 Km. Raum gewonnen. Der drohende Durchbruch der Isonzofront war, dank dem heldenmütigen Widerstande der 58. Infanteriedivision im Brückenkopf und dem Ausharren ihrer letzten Kräfte in der neuen Stellung östlich Görz, endgültig verhindert worden. Die schwerste Krise der Isonzofront in den 2½ Jahren ihres Bestehens, die Auswirkung der großen allgemeinen Krise des Sommers 1916 auf den italienischen Kriegsschauplatz, war überwunden. Die Nähe von Triest, dem Punkte, wo, nur 20 Km. von der damaligen Kampffront, die Isonzofront ihre Anlehnung ans Meer verlor und sich damit ins Uferlose verlängert hätte,

hing 2¼ Jahre lang wie ein Damoklesschwert nicht nur über dieser Front selbst, sondern über der Gesamtführung der Mittelmächte, denn wo waren die Kräfte für eine solche Verlängerung? Das k.u.k. Heer, für das es an dieser Stelle keine „elastische Verteidigung“ geben konnte, hat hier in den Augusttagen 1916 seine schwerste Prüfung bestanden.

Das Lob des Armeekommandanten, des eisernen Voroevic, der, ein Meister der deutschen Sprache, doch das Wort „zurück“ nicht kannte, das Lob des Armeoberkommandanten Feldmarschalls Erzherzogs Friedrich, das die Verteidiger von Görz nach dessen Fall erhielten, war bei solchem Anlaß einzig in seiner Art; es beweist ebenso, daß Führer und Kämpfer in höchstem Maße ihre Pflicht erfüllten, wie Verständnis und Einsicht jener, die es spendeten.

Noch einige Worte zur Verratlegende; sie sollen die Wahrheit nicht weglegen, aber Bedeutung und Folgen ins rechte Licht setzen. Immer wieder suchte man in Verrat den Grund für den Ausgang unglücklicher Schlachten und nicht nach Wunsch und Erwarten verlaufener Kriegsergebnisse; Lemberg 1914, der Fall von Görz 1916, die „Einstellung“ unserer Offensive gegen Italien 1917, der unglückliche Ausgang des ganzen Krieges sind nur einzelne Beispiele. Ehrenwerte Generale, Kaiser und Kaiserin wurden des Verrats beschuldigt, weil man den einfachen Verlauf nicht wußte und darum das Geschehene sich nicht erklären konnte. Aber auch, wo wirklich

Verrat verübt wurde, wird dessen Bedeutung wie sein Umfang meistens bedeutend überschätzt. So auch hier bei Görz.

Ein Reservefähnrich italienischer Nationalität war mit zwei Genossen kurz vor dem italienischen Angriff zum Feinde übergelaufen. Er hatte all das, was er aus seinem Bataillonsabschnitte wußte, und was er sonst u. a. vom Nachbar in Erfahrung bringen konnte, den Italienern verraten. Bei einem gelegentlich unseres Gegenangriffes am 7. August gefangenen italienischen Offizier fand man einen Plan 1:25.000, in dem alles eingezeichnet war, was die Italiener von uns wußten. Das meiste davon mußten sie schon ohne diesen Verrat wissen: daß Kräfte vom Isonzo nach Südtirol und dann von dort gegen die Russen verschoben worden waren, mußte die italienische und russische Feindevidenz weit besser festgestellt haben, als es der Görzer Reservefähnrich wissen konnte. Der Schluß auf die Stärke der Isonzofront ergab sich von selbst. Die Gegner, die einander Wochen, Monate und Jahre im Stellungskriege gegenüber standen, wußten durch Erd- und Luftbeobachtung, Gefangene und Überläufer von einander so ziemlich alles: Befestigungen einschließlich Kavernen, Wegbauten, Maskierungen, Abschnittsbildung, Kräfteverteilung in der Front, Unterstände der Reserven, Aufstellung der Batterien, Standorte der höheren Kommanden. Unser Verräter mochte da und dort eine Einzelheit beigetragen haben, im großen konnte er aber schwerlich viel Neues bringen.

Dieser Verrat hat weder den Entschluß der Italiener zum Angriff ausgelöst — dieser wurde schon im Winter 1915/16 gefaßt und gleich nach Einstellung unserer Südtiroler Offensive Mitte Juni wieder aufgenommen —, noch auch hat er auf die Vorbereitung und den Verlauf der Ereignisse am 6. und 7. August irgend erkennbaren

Nr.:

TAG:

Einfluß geküßert. Wären wir stark gewesen, hätte der Verrat uns nichts geschadet, so aber bedurfte es seiner nicht!

Die Ideologie, ein Volkstum über die beschworene Eidespflicht zu setzen, war damals noch ziemlich unbekannt; mochten es auch nur Wenige klar erkannt haben, so fühlte doch jeder, der durch die Schule des kaiserlichen Heeres gegangen war, daß ein Volkstum, das sich über Recht, Ehre und Pflicht hinwegsetzt, keinen inneren Wert haben kann. Überläufer und Verräter kamen in jedem Heere, wie in jedem Volke vor; daß das viel-sprachige kaiserliche Heer, das auch mit manchem gleichen oder verwandten Volk kämpfte, von dieser Erschütterung nie und da mehr betroffen wurde, kann im Kriege des Nationalismus nicht eundere-nehmen. Im großen und ganzen haben aber alle Söhne des alten Habsburgerreiches, welchem der zwölf Volksstämme sie auch angehörten, bis ins fünfte Kriegsjahr, zum guten Teil noch bis zur letzten Schlacht Ende Oktober 1918, der Fahne, zu der sie geschworen hatten, unerschütterlich die Kreuze bewahrt.

Diese Feststellung schulden wir alle unserem allsehenswürdigen, ruhmbedeckten Heer, allen denen, die in ihm treu bis in den Tod dienten, besonders aber all jenen Helden aller Zungen, die diese Kreuze mit ihrem Leben besiegelt haben.

Die Tragödie an der Marne.

Von Dr. Albert Ritter (München).

Mitten im Wirrwarr der Alltagsorgen hat Deutschland auch noch eine Aufregung — besser würde der Ausdruck „Sensation“ verstanden — erlebt, die aus dem Weltkrieg herstammte, aus seinen ersten Wochen, deren Geschichte man in den neuen Bänden, dem dritten und vierten, der vom Reichsarchiv bearbeiteten Darstellung des Völkerringens vorgelegt bekam. Der Eindruck ist allgemein der, daß in der zweiten Septemberwoche des Jahres 1914 über den Vorgängen im Westen Schicksalsmächte walteten, die jenseits aller menschlichen Berechnung und Kraft über die Lose der Völker entschieden. Mehr als selbst die kindlichsten Gemüter von Frankreich damals wie heute noch, glaubten, trat am 9. September das Unberechenbare, das Unerwartete in Wirkung, was sie von ihrem Standpunkt aus mit Fug ein Wunder nennen durften. Mitten im Siege brach der eingedrungene Feind den ungeheuren Kampf ab und trat den Rückzug an, mitten in vernichtender Niederlage konnten die Heere Frankreichs und ihre englischen Hilfsstruppen zur Verfolgung übergehen.

Ungefähr so hat schon bisher die deutsche Geschichtsschreibung die Vorgänge gedeutet, aber bei weitem nicht in voller Erfassung der ganzen Tragik des Geschehens. Das Reichsarchivwerk stellt fest: Am frühen Nachmittag des 9. September war auf dem westlichen Teil der Westfront ein voller deutscher Sieg erungen. Am äußersten rechten Flügel war die Armee Kluck in vorwärtsschreitendem Angriff gegen Flanke und Rücken der nach eigenem Urteil des Führers „dezimierten und erschöpften“ Pariser Gruppe. Der rechte Flügel der zweiten Armee Bülow und die dritte Armee Hausen entrißen dem Feinde um

3 Uhr nachmittags die beherrschende Höhe des Mont Aout. „Damit,“ sagt das Archivwerk, „verlor er den letzten Halt zwischen Marne und Seine, so daß seinen geschlagenen Divisionen bei weiterer Durchführung des deutschen Angriffs nichts anderes übrig geblieben wäre, als sich durch schleunigen Rückzug hinter die Aube und Seine zu retten. Bei voller Ausnützung des Sieges der zweieinhalb Armeen drohte die gesamte feindliche Front zwischen Durq und Aube zusammenzubrechen.“

Generaloberst Moltke ist trotz aller Mahnungen im fernen Luxemburg sitzen geblieben, an den Tagen der Schlacht ist er mit seiner Nervenkraft zu Ende, eine Ruine; der gleiche Pessimist ist der Oberstleutnant Hentsch, den er mangels anderer Verbindungen an die Front schickt, dem es gelingt, den ebenfalls seiner Aufgabe halb erlegenen Bülow von der Notwendigkeit des Rückzugs zu überzeugen, und der dann zu Kluck eilt, um ihm zu verkünden, die in Wahrheit siegreiche zweite Armee neben ihm (die Lücke der letzten Tage war bereits zur Falle für die eingedrungenen Engländer geworden) sei eine ausgebrannte Schlacke, so daß Kluck und sein Generalstabschef Kuhl nach langem Widerstreben endlich nachgeben und den Sieg abbrechen. Das Wunder der Marne war da. Kaiser Wilhelm erlag zum zweiten Male der Autorität seines Generalstabschefs. Zu Ende Juli hatte er erkannt, daß im Angriff nach Westen ein Verhängnis liege und gefordert, daß sofort der Befehl zu dauernder Defensiv an der französischen Grenze und zum Angriff im Osten ergehe. Aber Moltke bewies ihm, daß der Kriegsplan nicht mehr umgestoßen werden könne, und, als der Kaiser ihm endlich nachgegeben hatte, stürzte die Anstrengung dieses Ringens den deutschen Heerführer in einen Weintrampf. Sechs Wochen später war es um Moltkes Nerven noch trauriger bestellt,

aber den Kaiser unterzukriegen, der durch-
aus bei der Parole: Vorwärts! verbleiben
wollte, war die Ruine noch stark genug. Man
darf es dem Kaiser keineswegs vergessen,
daß er in den beiden entscheidenden Fragen
der ersten Kriegswochen die rechte Einsicht
und den rechten Willen gehabt hat. Welche
Tragik, wie bezeichnend aber auch, daß er
einem innerlich selbst gebrochenen Mann,
wie es Moltke war, erliegen mußte, der mit
Bethmann Hollweg zusammen das deutsche
Verhängnis verkörperte.

Der vielgerühmte Schlieffensche Plan
war eine politische Ungeheuerlichkeit, das
wird jetzt immer mehr zugegeben, er miß-
achtete alles, was Bismarck als Impondera-
bilen für eine der ersten Großmächte der
Welt erklärt hatte. Bis zu Schlieffen war
der Plan des alten Moltke in Geltung ge-
wesen: bei einem Zweifrontenkrieg Defensiv
im Westen, Angriff gegen Rußland! Nie
hätte bei Ausführung dieses Planes das
Aufgebot des Hasses und der Lüge in der
ganzen Welt gegen Deutschland erfolgen
können, dem es schließlich erlag, dessen
Folgen es noch in fernen Zeiten zu tragen
hat. Aber erst als es zu spät war, sah der
Kaiser ein, was ihm der Nachfolger des
Siegens von 1864 bis 1870, weil er originell
sein wollte, angerichtet hatte. Ganz Deutsch-
land betete den „Schlieffenplan“, der na-
türlich der Entente besser bekannt war als
dem deutschen Volke selbst, blindgäubig an
und tut es teilweise noch: die drüben aber
konnten darauf rechnen, daß der Einbruch in
Belgien und in das heilige Frankreich die Wut der ganzen Menschheit gegen
die Hunnen entfesseln werde und ihrerseits
die Kriegserklärung des politisch in den
innersten Kessel manövrierten Reiches ab-
warten.

Immerhin, hätte Deutschland rasch ge-
siegelt, so hätte der Erfolg auch des Hasses
spotten können. Man kann nicht mit Gewiß-
heit sagen, ob Frankreich nach einem Cannae
an der Marne zum Frieden bereit gewesen
wäre. Schon hatte Clemenceau das Wort
gesprochen: ich schlage mich vor Paris, ich
schlage mich auch hinter Paris! und das
Kriegskabinett Viviani hatte schon die
äußersten Vollmachten für das Gesamtauf-
gebot der Nation erhalten, in London war
am 6. beschlossen worden, daß kein Allii-
erter einen Sonderfrieden schließen dürfe
und England war entschlossen, an die Nie-
derringung des entsetzlichen Feindes sein
Alles zu setzen. Aber die Auffassung, die in

Deutschland vorwiegt, ist die, daß die Voll-
endung der Schlieffenschen Offensive und das
Angebot maßvoller Bedingungen den Friede-
den im Westen bereits im September herge-
stellt hätten. Das hat nun nicht sollen sein.
Da griff das dunkle Geschick die Lose auf
und schüttelte sie zu Deutschlands Verderben.
Die abschließende Darstellung dieses Dramas
haben wir durch das Werk des Reichs-
archivs erhalten.

War damit die endgültige Niederlage
der Mittelmächte besiegelt? Das wird hundertfach behauptet, aber ebenso häufig
hebt sich der Widerspruch. Von Wenn-
Fällen braucht man nicht zu reden: wenn der
deutsche Nordflügel im Spätherbst 1914 bis
nach Calais gelangt wäre, wenn der Unter-
seekrieg früher begonnen worden wäre,
dann: das sind traumhafte Mutmaßungen!
Aber sicher ist die Möglichkeit eines Sonder-
friedens mit Rußland, der in die Zeit hätte

fallen können, zu der die Aufrichtung des
polnischen Staates, der größte politische
Mißgriff aller vier Jahre, erfolgte. Und
sicher ist, daß Frankreich im Jahre 1917
niedergebrochen wäre, als sein halbes Heer
meuterte, wenn ein vereinter Angriff der
Mittelmächte über Oberitalien seine Südost-
grenze bedroht hätte. Man weiß, daß sich
die Generalstäbe auf unserer Seite zu gut
verstanden und zu innig liebten, als daß
dieser gemeinsame Triumph hätte errungen
werden dürfen.

Im Herbst 1914 hat der deutsche Rück-
zug von der Marne im Lager der Bundes-
genossen erheblichen Trost über das eigene
Mißgeschick verbreitet, es ist sehr viel von
einer großen Niederlage und empfangenen
Sieben gesprochen worden. Jetzt sehen wir
das Bild völlig klar, es war ein gewaltiger
Sieg, den der Wille des Schicksals in den
Anfang der deutschen Tragödie umwandelte.

PYS

DER KAMPF

Nr.: 19. 15/10

TAG: Oktober 1926

^v Baul Réti: Vom Krieg der Zukunft¹⁾.

1. Ueber den Gaskrieg.

Die sich in der Luft verbreitenden chemischen Erzeugnisse, blasenziehende und erstickende Gifte, stellen heute die Hauptwaffe des Krieges dar. Im allgemeinen spricht man von diesen als von Gasen, obwohl sie nur zum geringsten Teil echte Gase sind, die meisten jedoch, und gerade die wirksamsten, an die sich die größten Erwartungen knüpfen, die Form von Rauch oder eines aus winzigen Tropfen bestehenden Nebels annehmen. Mittels dieser Kampfgase lassen sich auf die einfachste und wirksamste Weise große Menschenmassen kampfunfähig, arbeitsunfähig, krank oder verwundet machen, umbringen, beziehungsweise aus dem Felde, aus Fabriken, Zentren und Städten vertreiben. Das Gas ist die modernste und fürchterlichste Angriffswaffe.

Im Grunde ist es verwunderlich, daß man sich vor dem Weltkrieg nicht planmäßig auf den Gaskrieg vorbereitete, da er doch eine logische Folge der geradlinigen Entwicklung war. Es kann jedoch keinem Zweifel unterliegen, daß der Weltkrieg noch ziemlich unzeitgemäß geführt wurde, was in hohem Grade dem traditionellen, militaristischen Geist zuzuschreiben ist. Erst im Weltkrieg wurde sich die kapitalistische Welt der Gegenwart dessen bewußt, was sie im Kampfe zu leisten

¹⁾ Aus dem in Arbeit befindlichen Werke des Verfassers: „Nie wieder Krieg?“

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Vom Krieg der Zukunft.

417

vermag und wie ein Krieg hochkapitalistischer moderner Gesellschaften geführt werden will. Immerhin konnte sie diese Erkenntnis nicht mehr völlig praktisch verwerten. Und gerade hierin liegt die größte Gefahr. Sie rüstet sich erst jetzt zu ihrem wahren Kriege.

Im Prinzip ist der Gaskrieg nicht mehr neu. Gase wurden schon vor Jahrtausenden im Felde benützt und daß man die Möglichkeit eines Gaskrieges in Erwägung zog, beweist der Beschluß der im Jahre 1907 tagenden Konferenz in Haag, die die Verwendung von Gasbomben ausdrücklich untersagt hatte. Immerhin hielten die Militärs dieses Verbot für eine wichtigtuerisch-akademische Verfügung und kümmerten sich in keiner Weise um den Gaskrieg. Beim Ausbruch des Weltkrieges waren lediglich für Belagerungszwecke flammen- und rauchblasende Rohre vorhanden, wie sie von den Japanern bei Port-Arthur benützt worden waren, und die französische Infanterie war, gleichfalls für Belagerungszwecke, mit Tränen erzeugenden Hand- und Gewehrgranaten ausgerüstet. Allein, da „durch den Stellungskrieg die militärische Forderung nach besserer Wirkung gegen einen Gegner hinter und in Deckungen immer lauter hervortrat und weil Wissenschaft und Industrie für die militärische Forderung reif waren“ (Major Hermann Geyer: Gaskampf; bei Schwarte: Die militärischen Lehren des großen Krieges, 2. Auflage, E. S. Mittler u. Sohn, Berlin, 1923), war die Zeit für den Gaskrieg da. Diese neue Waffe, die die chemische Fabrikindustrie in sehr großer Menge den Heeresleitungen anbot, war unumgänglich.

Im Weltkrieg ging der Gebrauch der Gaswaffe von den Deutschen aus. Von deutscher Seite wird allerdings immer betont, daß der erste Schritt durch Frankreich erfolgt sei, da hier und da an der Front das Gerücht im Umlauf war, die französische Infanterie hätte mit Reizgas gefüllte Hand- und Gewehrgranaten abgefeuert. Selbst wenn es wahr wäre, so war das französische Vorgehen noch kein systematischer Gaskrieg. Dieser wurde zweifellos erst von den Deutschen eröffnet. Sie haben den Geist der Haager Konvention verletzt. Hätten die Deutschen nicht den Anfang gemacht, so hätten freilich die Franzosen oder Engländer begonnen, so stark war die Notwendigkeit, gegen den von Schützengräben geschützten Feind eine wirksamere Waffe zu finden.

Im Frühjahr 1915 eröffneten die Deutschen an der westlichen und an der russischen Front fast gleichzeitig einen gewaltigen Gasangriff. Sie hatten das Chlor, dessen sie im Lande habhaft werden konnten, gesammelt, schafften es in dazu bestimmten Flaschen in die Schützengräben und ließen das ganze bei günstigem Winde auf den Feind los. Dieser Angriff wurde an der Westfront in einem Teile des Yperner Frontabschnittes ins Werk gesetzt. Ihnen gegenüber lagen Divisionen aus Kanada, die infolge des deutschen Gasangriffes, 15.000 Mann, von ihnen 5000 Tote verloren. Somit ist jeder Dritte, der vom Gas erreicht worden war, gestorben.

Die Wirkung des Gases ist der des Geschosses bedeutend überlegen. Obwohl auch Schrapnells, Granaten und Maschinengewehre den Zweck verfolgen, den verheerenden Stoff möglichst dicht in die zum Ziele genommene Menschengruppe hineinzutragen, ist bei den Geschossen die Anzahl der Zwischenräume, die vom zerstörenden Stoffe verschont werden, immerhin hoch. Das Gas hingegen breitet sich aus und läßt keinen Zwischenraum frei. Jeder, der sich in seinem Umkreis aufhält, wird getroffen. Außerdem verfehlt ein großer Teil der Geschosse das Ziel und ist nach dem Einschlag unschädlich. Das Gas hingegen bewahrt seine verheerende Wirkung stundenlang; gewisse Gase auch tage- und sogar wochenlang. Gegen Geschosse kann man sich schützen, indem man entsprechende Deckungen aufsucht, das Kampfgas jedoch, immer schwerer als die Luft, frißt sich auch in die Deckungen, hinter Mauern, Wälle und in Häuser ein.

Einen wirksamen Schutz gegen das Gas stellte während des Weltkrieges lediglich die Gasmaske dar. Sie ist seither infolge der weiteren Entwicklung der Gas-erzeugung ungenügend geworden. Während des Weltkrieges jedoch wurde der Schutz gegen die Gase soweit organisiert, daß nach dem ersten Erfolg, wo mehr als ein Drittel der vom Angriff betroffenen Leuten starb, die Sterblichkeitsquote der Gas-offensiven bald auf vier, angeblich sogar auf zwei Prozent zurückging, eine Ziffer, die hinter der Tödllichkeit der Geschosse allerdings bedeutend zurückbleibt. Infolgedessen kann man durch Gas eine viel größere Anzahl von Menschen für

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

eine Zeit kampfunfähig machen, so zwar, daß es unter ihnen verhältnismäßig weniger Tote gibt, als unter den von Geschossen Getroffenen. Damit soll keineswegs gesagt werden, daß der Gasrieg weniger Todesopfer als der bisherige erheischen wird, nur daß das Gas mehr Leute, eine größere Menge als das Geschöß erreicht und im Verhältnis hierzu die Zahl der Toten kleiner ist. An und für sich gibt es ungleich mehr Opfer, das heißt Vermundete; aber an Gasverwundung sterben eben verhältnismäßig weniger Leute als an den von den Geschossen geschlagenen Wunden. Aber auch dies war nur mit den Gasen des Weltkrieges der Fall, seither haben wir Gott weiß welche „Fortsschritte“ in der Steigerung der tödlichen Wirkung giftiger Gase gemacht.

Das Gasblasen übernahm die Entente unverzüglich von den Deutschen. Kurz nachher begannen die Franzosen mit äußerst geschickter Taktik mit dem systematischen Gaschießen aus Kanonen. Hierbei bedienten sie sich eines sehr giftigen Stoffes, Phosgen genannt. Daraufhin wurde die Gasbeförderung durch Artillerie auch von den Deutschen ausgebaut und zu diesem Zwecke ein neuer Stoff herangezogen, den die Deutschen selbst als Gelbkreuz, die Franzosen als Yperit (da er zuerst bei Ypern zur Anwendung gelangt war), und die Engländer als Mustardgas (Senfgas) bezeichneten. Dieser ist ein nahezu geruch- und farbloses, folglich unmerkbares Gas, dessen Wirkung sich zunächst gleichfalls nicht wahrnehmen läßt. Es beginnt erst nach Ablauf einiger Stunden zu wirken, zerstört aber dann die Atmungsorgane, die Lunge und verursacht auch auf der Haut schwere Wunden, da es durch die Kleider zu dringen vermag. Später bedienten sich die Deutschen dieses Senfgases derart, daß sie es mit einem Gas anderer Art abfeuerten, das zum Husten und Niesen reizt und als Dampf durch die Gasmaske dringt, wodurch deren Träger gezwungen wird, sich selber seines Schutzes zu berauben und sogleich dem anderen, tödlichen Gas zum Opfer zu fallen.

Im weiteren Verlauf des Krieges hat man sich auf beiden Seiten noch einer Anzahl anderer Gase bedient. Alle diese Gase waren indessen nur chemische Waffen von mehr untergeordneter Bedeutung. Die chemische Hauptwaffe des Weltkrieges blieb seit seinem Auftauchen das Senfgas. Dieses wurde teils aus Kanonen abgefeuert, so daß gegen Ende des Krieges bereits die Mehrzahl der Artillerie Gasgranaten benützte — auf deutscher Seite bestand mehr als ein Viertel der Artilleriemunition aus Gasgeschossen; die Front hätte noch mehr erfordert, aber es fehlte schon an den notwendigen Stoffen — teils wurde es durch die von Engländern und Amerikanern erfundenen Gasminen abgeschossen. Diese gaswerfenden Mörser wurden in den Schützengräben aufgestellt und man schleuderte aus ihnen eine große Anzahl Gasbehälter auf den Feind hinüber, zuletzt schon auf drei Kilometer Entfernung. Dieses Gaswerfen erwies sich im Weltkrieg als die zweckmäßigste Methode des Gasangriffes.

Die Erzeugung von Senfgas erlernte die Entente sofort von den Deutschen. Englischen Forschern gelang es, eine weit einfachere und schnellere Herstellungsweise zu finden, und Amerika, England und Frankreich wetteiferten in der Erzeugung von Giften deutscher Herkunft so ausgiebig, daß Amerika zur Zeit des Waffenstillstandes bereits 155.000 Kilogramm Senfgas, 100.000 Kilogramm Phosgen und 100.000 Kilogramm Chlor produzierte. „Wäre der Krieg weitergegangen, so wäre das Kampfgasmaterial der Entente infolge der in Amerika einsetzenden Produktion ins Unermeßliche gewachsen“ (Ganslian und Bergendorff: Der chemische Krieg), wogegen sich unter der deutschen Kriegsmunition, die nach dem Waffenstillstand in den Besitz der Entente gelangte, nur ganz geringe Mengen Gasgeschosse befanden. Den Deutschen war der Rohstoff und die Arbeitskraft ausgegangen. Die Geister, die sie heraufbeschworen hatten, hatten zuletzt sie selbst erwürgt.

Der Gaskampf und die Kampfgaserzeugung konnte erst gegen Ende des Weltkrieges hinreichend große Dimensionen annehmen, um uns eine Vorstellung darüber zu geben, was diese neue Waffe für die moderne Kriegführung bedeutet. Sie konnte nicht mehr zur vollen Geltung gelangen. Trotzdem werden die durch Gas verursachten Verluste im Weltkrieg auf beiden Seiten mit mehr als einer halben Million beziffert. Die Verlustliste Amerikas, die mehr als 271.000 Tote und Vermundete aufzählt, weist 70.000 Gasverwundete und Tote, mithin 28 Prozent des Gesamtverlustes aus. Andere Quellen behaupten, daß ein

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Vom Krieg der Zukunft.

419

Drittel des Verlustes der Vereinigten Staaten vom Gase verursacht wurde. England verlor 187.000 Menschen durch Gas. Infolgedessen nimmt man in Amerika offiziell den Standpunkt ein, daß mit Rücksicht auf die kurze Zeit, während welcher das Gas im Weltkrieg wirksam zur Anwendung gelangte, sowie auf die geringe Zahl der Gasstruppen in den kriegführenden Armeen die chemische Waffe als das wirksamste Kampfmittel bezeichnet werden müsse. „Die chemische Kriegsführung stellt zur Zeit die letzte Entwicklungsstufe der Kriegskunst dar. Sie ist die bisher wissenschaftlichste aller Kampfmethoden. Im Weltkrieg wurde sie von keinem der Kriegführenden sofort in ihrer ganzen Bedeutung erfasst, sondern erst allmählich erkannt“ (Ganslian und Bergendorff: Der chemische Krieg).

Das moderne Schlachtfeld wird unter Gas stehen. Eine Deckung vermag gegen das Gas nichts auszurichten. Die Truppen in Bewegung werden ihre Flügel gegen Flankenangriffe verteidigen, indem sie ausgedehnte Gebiete unter schwerer, Lunge, Kehle und Augen zerstörende, die Haut mit Wunden überziehende Gase und Nebel stellen werden, deren Tropfen den Boden vergiften und sein Betreten für Stunden, Tage, unter Umständen sogar für Wochen unmöglich machen. Die taktische Überlegung wird mit Gaswällen und Gasgebieten rechnen müssen. Die Truppen tragen Gasminen, Gaswerfer, sogenannte Kerzen, denen giftige Dämpfe entzünden, mit sich. Die Gaschutzrüstung des modern ausgestatteten Soldaten wird womöglich in einer Gesichtsmaske mit Vorrichtung zum schnellen Austausch von Filterbüchse und Sauerstoffgerät bestehen, wozu schließlich noch schnell überstreifbare Schutzbekleidungsstücke treten müßten. Mit einer derartigen Gaschutzrüstung wäre auch einer Überraschung durch unbekannte Gase ein Ziel gesetzt (Der chemische Krieg). Allein schon im Weltkrieg, da die Furchtbarkeit der Kampfgase noch nicht so weit vorgeschritten und daher auch die Abwehr nicht so unendlich war, wurde die Bewegungs- und Handlungsfreiheit des Soldaten durch das Tragen der Gasmaske bedeutend eingeschränkt. Nach amerikanischer Berechnung hat die Gasmaske die Leistungsfähigkeit des Infanteristen um 25 bis 30 Prozent herabgemindert und gerade deshalb war das Gas in militärischer Hinsicht so hoch eingeschätzt, bestand doch sein hauptsächlichster Vorteil darin, daß es dem Feinde die Maske aufzwang und ihn hiedurch schwächte. Heute aber würden die vielen Bekleidungen und Vorrichtungen den Infanteristen, zumal im Sommer, seiner ganzen Bewegungsfreiheit berauben. Leute, die mit solchem Taucherkostüm umhüllt und mit solchen Instrumenten beladen sind, geben zu Fuß keine Soldaten mehr ab.

Die modernsten Kriegswissenschaftler geben das unummunden an. So glaubt der englische Captain Liddel-Hart, der unbefangenste und mutigste Theoretiker des modernen Krieges, mit keiner anderen Möglichkeit rechnen zu müssen, als daß auf einem neuzeitlichen Schlachtfeld lediglich Tanks und Panzerautos zu sehen sein werden, deren Inneres gasdicht verschlossen ist und in denen der Sauerstoff für die Mannschaft durch ähnliche Vorrichtungen erzeugt wird, wie sie in den Unterseebooten gebräuchlich sind. Professor Helbane (Defence of Chemical Warfare, Regan Paul, London, 1925) fügt hinzu, daß neben den Tanks — Negestruppen auf den Sturm gehen werden. Namentlich wurde in Amerika im Laufe der Gaserperimente eine interessante Beobachtung gemacht. Gegen die wundenerzeugenden, blasenziehenden Gase, die sich auch durch Kleider und Schuhe in die Haut einfrissen, sind etwa 20 Prozent der Menschen ziemlich immun, unempfindlich. Bei Negern, Indern, Afrikanern aber erhöht sich dieser Prozentsatz auf 80 Prozent. Die Wirkung der blasenziehenden Gase auf die Haut ist nämlich derjenigen starker Sonnenstrahlen durchaus verwandt, nur gesteigert. Die Haut der Schwarzen aber „brennt nicht ab“. Somit werden sich auf dem modernen Schlachtfeld außer Tanks nur schwarze Menschen, Neger und Kolonialtruppen, bewegen, mit Gasmaske, aber ohne Schutzbekleidung; Amerika und die Länder, die über straff organisierte Kolonien verfügen, die modernen imperialistischen Staaten besitzen daher ihre Soldaten auch für den Gasjumpf des heutigen Schlachtfeldes.

Im Weltkrieg wurde das Gas durch den Wind befördert, geblasen, aus Kanonen abgefeuert, aus Minen geschleudert. Von allen diesen Requiriten kommen heute hauptsächlich die Minen bis zu einer gewissen Grenze in Betracht. Das Ausblasen der Gase war eine recht primitive Methode, die schon gegen Ende des Krieges

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

420

Vom Krieg der Zukunft.

aufgegeben wurde; ihr größter Nachteil bestand darin, daß sie auch für die eigenen Truppen mit besonderen Gefahren verbunden war, da beim geringsten Umschlagen des Windes die angreifende Mannschaft zu Schaden kam. Das Abfeuern durch Artillerie, die Benützung von Gasgranaten stellen heute ebensomenig die Hauptmethode der Verwendung der Gaswaffe dar. Dies liegt vornehmlich daran, daß die Beförderung einer zur Erreichung des gewünschten Erfolges annähernd genügenden Gasmenge in die feindliche Linie eine sehr hohe Anzahl Kanonenrohre erfordern würde. Nun aber hat die Artillerie heutzutage die Bedeutung, die ihr noch im Weltkrieg zukam, zweifellos eingebüßt. Im Weltkrieg war die Artillerie, insbesondere die schwere, die wichtigste Waffengattung, heute ist sie nur mehr eine Hilfs- und Nebenwaffe. Man kann ihr nicht mehr so viel Geld und Sorge zuwenden und obendrein ist es müßig, sich mit Vermehrung der Reichweite der Kanonen oder mit Vergrößerung der Geschosse zu plagen — wobei die Ballistik, die Artillerietechnik im Weltkrieg die Grenze ihrer Möglichkeiten erreicht zu haben scheint — da es doch schon Flugzeuge gibt. Für den Aeroplan gibt es in der Praxis kaum noch eine Entfernung, Er kann unschwer eine große Menge von Gasstoff an jeden beliebigen Ort befördern. Und die vorwiegende Bedeutung des Gaskrieges wurde erst klar, nachdem man das eigentliche Mittel der Gaswaffe im Aeroplan erkannt hatte.

Im Weltkrieg wurde von Aeroplanen kein Gas abgestoßen oder geblasen, nur Explosivbomben geworfen. Als der Krieg zu Ende ging, hatte Amerika zwar schon Fliegergasbomben im Gewicht von 2300 Kilo bereit, doch konnten diese nicht mehr benützt werden. Gleich nach Kriegsende stellte sich indessen aus den Mitteilungen der siegreichen Großmächte heraus, daß sie die Gaswaffe in Zukunft hauptsächlich im Wege von Aeroplanen zu gebrauchen gedenken. Es war dies eine einfache logische Weiterführung der Gaskriegsentwicklung. Im Laufe dieser Entwicklung ging auch die Erkenntnis auf, daß die Gasbombe, wiewohl man ihrer zeitweiligen Anwendung auch in Zukunft nicht wird entraten können, keineswegs die geeignetste, ausgiebigste Art der Gasbenützung durch Flugzeuge sei. Die rationellste Methode der Vergasung besteht darin, aus einem dem Aeroplan aufmontierten Gasbehälter, der mit kondensiertem Stoff gefüllt ist, Gas, Nebel und Dampf direkt abzustößen. Zweckmäßige Vorrichtungen sorgen dafür, daß das Gas geblasen und die Flüssigkeit in der Form eines in unendlich kleine Tropfen aufgelösten Nebels hinabgespritzt werden kann. Die Fliegermannschaft arbeitet in gasdichten Kammern und der Aeroplan selbst verrichtet während der Gasabgabe eine spiralförmige Bewegung. In den Vereinigten Staaten werden Feldübungen bereits mit solchen gasbefördernden Flugmaschinen abgehalten.

Sobald die Gaszerzeugung genügend entwickelt war, das Flugwesen entsprechende Fortschritte aufzuweisen hatte und auch die zweckmäßigste Methode der Gasbenützung feststand, Anfang 1925, schritten die Vereinigten Staaten zu entscheidenden Experimenten. Brigadegeneral Fries, Chef des Chemical Warfare Service (Chemischen Kriegsamtes), war es, der die Versuche bei Aberdeen leitete. Er war bestrebt, eine Fläche von fünf Hektar Ausdehnung mit einem aromatischen, stark riechenden gasartigen Stoffe zu überziehen. Das Ergebnis der Experimente bewies, daß „das Totalvergasen ausgedehnter Schlachtfelder nicht durchführbar ist“. Demgegenüber liegt es theoretisch im Bereich der Möglichkeit, ganze Städte und Industriezentren wirksam zu vergasen, insofern diese Städte und Anlagen nicht für einen entsprechenden Schutz sorgen. (Die aerochemische Bedrohung Deutschlands und der Pazifismus. Militär-Wochenblatt vom 25. April 1925. Berlin, Mittler.)

Dieser amerikanische Versuch hatte auf die Kriegsrüstung der entwickelten kapitalistischen Staaten eine große Wirkung. Vor allen Dingen warfen sie sich auf den Ausbau ihrer Fliegerflotte, aber die Einsicht, daß alle hinter der Front befindlichen Städte, Industrieanlagen, Zentren des geistigen Lebens und der Organisation zu erstickenden, brandigen Höhlen der giftigen Gase zu werden drohen, hat die Mächte zu einer stärkeren Organisation der chemischen Kriegsführung gezwungen. Daß die Großstädte, Bergwerke, Fabriken, kurz alle Stätten menschlicher Zivilisation in dem nunmehr folgenden Kriege giftigen Gasen zum Opfer fallen werden, ist nun offenbar. Freilich sind die Militärs und Militärfachverständigen die ein-

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Vom Krieg der Zukunft.

421

zigen, die mit Sachkenntnis an die Frage herantreten, eifrig bestrebt, die Lage so hinzustellen, als sei diese Befürchtung übertrieben. Immerhin wird es insgemein zugegeben, daß das Gas aus der Luft im kommenden Kriege die größte Gefahr für die Zivilbevölkerung, die Städte und sonstigen Zentren bedeute.

Die Erörterung dieser Frage — sagen Hanslian und Bergendorff in ihrem bereits wiederholt angeführten Werke (Der chemische Krieg) — sei von um so größerer Wichtigkeit, als der Aktionsradius der Aeroplane räumlich kann beschränkt und folglich auch die Zivilbevölkerung des Hinterlandes in beliebiger Entfernung von der Front solchen Angriffen ausgesetzt sei. Dem Sonderauschuß des Völkerbundes, der 1922 zur Behandlung der Gaskriegsfrage einberufen wurde, lag eine Anzahl von Expertenberichten vor, unter denen derjenige des französischen Professors Mayer folgenden Satz enthält: „Wir müssen bezweifeln, daß die Völker sich der Gewalt dieser Waffe und der Gefahr, die ihnen durch deren Anwendung droht, bewußt sind.“ Professor W. B. Cannon ist weniger reserviert: „Im jüngsten Kriege — meint er — haben wir nichts erlebt, was jener Zerstörung von Industrieanlagen und jener Massakrierung der Zivilbevölkerung gleichkäme, die wir im Falle des Ausbruchs eines neuerlichen schweren Konfliktes zu gewärtigen hätten.“ Wir könnten die Zahl der Zitate beliebig vermehren. Indessen dürfte so viel genügen, um uns völlige Klarheit über eines zu verschaffen: Im kommenden Kriege werden die Schlachtfelder mit mörderischen Giftgasen belegt, um eine Flucht hinter Deckungen und das Zustandekommen eines Stellungskrieges zu verhindern; Städte, Industrieanlagen, Zentren werden verheerenden Giftgasen, die aus Flugzeugen abgeworfen oder ausgeblasen werden sowie zur Erde geschleuderten Brianzbomben zum Opfer fallen.

Die Erzeugung und Technik der Kampfgase steht heute auf einer viel höheren Stufe als zur Zeit des Weltkrieges. Im Weltkrieg gelangten etwa 25 Arten von Giftgasen zur Anwendung oder zum Ausprobieren. Heute muß man bereits mit einer Anzahl anderer Gase rechnen, die jedoch insgesamt nur chemische Varianten weniger Gruppen darstellen. Die zwei Hauptgase des kommenden Krieges sind indessen das erste eine Chlorverbindung, das bereits erwähnte Senfgas oder Yperit, und das zweite ein Arsenderivat, das berühmte Lebijitegas der Amerikaner. Bezeichnend für beide ist, daß sie nicht nur auf Augen, Kehle und Lunge wirken, sondern die Haut des ganzen Körpers angreifen. Beide werden im Kriege in der Form eines aus feinsten Partikeln zusammengesetzten Nebels angewandt.

Älter ist das Senfgas, in der Chemie als Dichloräthylsulfid bezeichnet. Zuerst wurde es von den Deutschen in denjenigen Geschossen benützt, die für die Artilleriemannschaft mit Gelbkreuz erkenntlich gemacht wurden. Weinake alle Nationen nehmen für sich die Ehre in Anspruch, diesen Segen der Menschheit erfunden zu haben. Die Deutschen entdeckten es, indem sie sich an die Beschreibung ihres Chemikers Viktor Meyer erinnerten, der dieses Gift, einen ölartigen Stoff mit schwachem Krengeruch, in vollkommen reinem Zustand jedoch geruchlos, 1886 wissenschaftlich behandelt hatte. Leute, die damit arbeiteten, bekamen bald eine sonderbare Hautkrankheit. Die Entzündungen meldeten sich erst nach Stunden oder Tagen, erwiesen sich aber dann als sehr gefährlich... Seit dem siegreichen Einzug des Senfgases in die menschliche Kultur wird der Ruhm seiner Entdeckung auch von englischer Seite beansprucht; englische Chemiker hatten diesen Stoff bereits in den fünfziger oder sechziger Jahren entdeckt und beschrieben. Hierauf meldeten sich auch die Russen: Professor Szelinszki hatte im Jahre 1886, unabhängig von den Deutschen, dieselbe Entdeckung gemacht. Dieses Senfgas, das zur Zeit eine der wirksamsten Waffen des Gaskrieges darstellt, ist ein schlagender Beweis dafür, wie verfehlt es ist, dem Zufall der Entdeckungen einen entscheidenden Einfluß auf den menschlichen Fortschritt und den Gang der Geschichte beizumessen. Auch das Senfgas war entdeckt, dann wieder vergessen und abermals entdeckt worden, übernahm seine folgenschwere Rolle jedoch erst, nachdem die Kriegstechnik eine Entwicklungsstufe erreicht hatte, die den Explosivgranaten einen guten Teil ihrer Wirksamkeit nahm und die chemische Industrie in der Lage war, eine entsprechende Menge von Gasstoffen in den Dienst der Kriegführung zu stellen. Sehr bemerkenswert und bezeichnend ist auch das Schicksal der alten Entdeckung und die Art und Weise, in

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

422

Vom Krieg der Zukunft.

der man zu ihr zurückgriff. Die Engländer dachten bereits ein Jahr früher, als die deutschen Selbstkruzgranaten auf dem Schlachtfeld erschienen, an diesen blasenziehenden, Wunden erzeugenden Stoff. Sie stellten Experimente an, die aber von den Militärsachverständigen für unbefriedigend erklärt und deshalb nicht fortgesetzt wurden. Sobald sich jedoch der Stoff auf deutscher Seite so glänzend bewährte, nahmen die Engländer ihre Versuche wieder auf und fanden bald eine weit vollkommeneren und schnellere Herstellungsweise.

Der Stoff des Senfgases ist, wie gesagt, blartig, eine Flüssigkeit, die an Petroleum erinnert. Man benützte es in drei Formen: als Gas, als Nebel und als feine, in Tropfen zersetzte Flüssigkeit. Für die Zukunft kommt es nur mehr fast ausschließlich in dieser dritten Form in Frage, da es so am wirkungsvollsten ist. Die Gasform ist bei trockenem Wetter schlechthin unsichtbar und läßt sich auch bei feuchtem Wetter kaum wahrnehmen. Auf offenem Terrain verflüchtigte sich das Gas sechs Stunden, in windfesten Deckungen und im Innern von Gebäuden aber tage-, oft sogar wochenlang nicht. Sein Geruch ist nahezu unmerkbar, und der Mensch, der sein Todesreich betritt, spürt zunächst keinerlei Wirkungen, so daß man sich arglos seiner Einwirkung aussetzte. Nach einigen Stunden, in seltenen Fällen nach einem Tage aber meldeten sich die Folgen. Zuerst und aufs heftigste wurden die Augen angegriffen, sodann die Kehle und in geringerem Ausmaß die Lunge in Mitleidenschaft gezogen.

Am wunderbarsten und folgenreichsten wirkt dieses Gas auf die Haut. Diese Wirkung ist am gefährlichsten, wenn der Stoff in kleine Tropfen aufgelöst in flüssigem Zustand bewahrt wird und dementsprechend wird er in der Zukunft hauptsächlich in dieser Form benützt. An Gegenständen, am Gras oder Boden haftende Tropfen, wenn sie mit Kleidern in Berührung kommen, verursachen sie nach mehreren Stunden Ausschläge, qualvolle Blasen, schwarze Brandwunden, Geschwülste. Der Stoff des Senfgases, das Dichloräthylsulfid, ist ein Zellengift. Er zerstört die Zellengewebe. Er führt das Absterben der Zellen herbei und wo das Gift entsprechende Zeit lang, in entsprechender Konzentration lebendige Zellen berührt, kann man ein Absterben derselben durch kein bislang bekanntes Mittel oder Verfahren verhüten. Wir haben bereits erwähnt, daß verschiedene Menschen sich verschieden gegen die Wirkung des Senfgases verhalten. Individuen mit besonders empfindlicher Haut, daher vor allem Frauen und Kinder, empfinden bereits einen Konzentrationsgrad von 1 : 5.000.000 sehr stark. Somit werden die ersten Opfer des Senfgases, wenn es zu seiner Verwendung kommen sollte, Kinder sein. (Gertrude Woker: Der kommende Giftgaskrieg, Bern.)

Ein stärkerer Bruder des Senfgases ist der Levisite der Amerikaner. Dieser ist eine Arsenverbindung, in der Wissenschaft unter der Benennung Chlorovinyl-dichlorarsin bekannt. Sein Entdecker ist der Professor für organische Chemie an der North-Western University in Chicago, W. Lee Lewis. Amerika begann seine Erzeugung Ende 1918, doch kam es im Weltkrieg nicht mehr zur Benützung des gefürchteten Giftes. Bei der Aufnahme der Produktion meldeten sich 800 amerikanische Freiwillige zum lebensgefährlichen Dienste und diese wurden in ihrer Arbeitsstätte, in einer Vorstadt von Cleveland, bis zum Ende des Krieges gleich Gefangenen behandelt, um ein Bekanntwerden des Geheimnisses der neuen Gaswaffe zu verhüten. Trotzdem kamen englische Fachreise nach einigen Jahren dahinter und beeilten sich, Zusammensetzung und Wirkung des Lewisitegases der Öffentlichkeit bekanntzugeben. Daraufhin wurde die Sache auch von Amerika nicht mehr so diskret behandelt.

Den Angaben zufolge kommt das Lewisitegas im Wesen dem Senfgas gleich, übertrifft es jedoch an Stärke der Wirkung und Gefährlichkeit. Es ist ... eine farblose bis schwach gelbliche Flüssigkeit vom Siedepunkt 93 Grad. Nach Fries sollen seine sehr wirkungsvollen Eigenschaften dem Senfgas ähneln, es jedoch überreffen. Es greift innere und äußere Atmungsorgane, wie auch die gesamte Körperoberfläche an ... Seine weitere Wirkung soll darin bestehen, daß das in ihm erhaltene Arsen durch die Haut in den Körper eindringt und auf diese Weise tödlich wirkt. Drei Tropfen, auf den Unterleib einer Maus gebracht, töten sie innerhalb zwei bis drei Minuten". (Ganslian und Bergendorff: Der chemische Krieg.)

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Vom Krieg der Zukunft.

423

Daß die Wirkung des Levisitegases die des Senfgases unbedingt übertreffen muß, erhellt aus dem Umstand, daß die Vereinigten Staaten sich mit dem größten Eifer auf Erzeugung und Vervollkommnung des erstgenannten Gases verlegt haben. Da seine wirksamste Anwendungsweise darin besteht, daß es in flüssiger Form in sehr kleinen Tropfen vom Behälter eines Aeroplans abgestoßen wird, erhielt er den Namen „Lodesta“ (Dew of death).

2. Das Kriegsheer der Zukunft.

... In der Zukunft werden militärische Operationen fast nur mittels Flotten, Tanks, Aeroplanen vollzogen werden können, deren Erhaltung und Versorgung sich auf Raupenwagen und Transportflugzeuge stützen wird. Unter solchen Umständen werden nur Infanterie und schwere Artillerie die übrigen Waffengattungen überleben, erstere, um als eine Art „Landmarineinfanterie“ zur Verteidigung besetzter Plätze oder in einer Tankflotte, gewissermaßen als Landungstruppe, zur Lösung kleinerer Aufgaben verwendet zu werden; letztere, um ihre ursprüngliche defensive Bestimmung als Festungsartillerie wieder zu erlangen. (The Next Great War. Im Royal Engineers Journal, London 1925, mitgeteilt in Militärwissenschaftlichen und technischen Mitteilungen, Wien, Heft Juli-August und November-Dezember 1925.)

„Das Loschlagen (»punch«) zu Lande wird in Zukunft durch Tankflotten erfolgen, deren Verbindung durch an keine Straße gebundene Behälter und Luftfahrzeuge aufrechterhalten wird, die dem feindlichen Überfall weder zu Lande, noch aus der Luft ein festes oder verwundbares Ziel darbieten werden. Diese sich rasch bewegenden und ebenso rasch loschlagenden Kräfte werden mit rapiden Sprüngen ins feindliche Land eindringen, um es an seinem Lebensnerv zu treffen, und werden im Vormarsch eine Kette besetzter Operationsbasen, bestehend aus schwerer Artillerie und Landmarine (der ehemaligen Infanterie), hinter sich zurücklassen. Eine gewisse Anzahl von Landmarine kann auch die Tankflotte mitführen, um sie als „Landungstruppen“ zur Besetzung von Festungen und besetzten Punkten unter dem schützenden Feuer der Tankflotte zu verwenden (Paris or the Future of War, Regan Paul, London, 1925).“

Diese zwei Zitate aus den zwei Werken des oben erwähnten englischen Captain Little-Gart, des unbefangenen, begabtesten, von feiner Konsequenzen zurückschreckenden militärischen Autors unserer Zeit, der schon seit Jahren mit mutvoller Entschlossenheit gegen den Konservatismus englischer Militärkreise ankämpft, charakterisieren den kommenden Krieg. Der entscheidende Moment eines modernen Krieges — immer handelt es sich hierbei um ein Ringen hoch entwickelter kapitalistischer Mächte — ist der, der zur Zeit der Mobilmachung und des Aufmarsches in der Luft ausgekämpft wird. Die Feldarmee kann im Zeitalter der bewußten und fortgeschrittenen Anwendung von Gas und Aeroplanen kaum anders als in der Form von Tankbataillonen vorgestellt werden. Der moderne, gasdichte Tank ist das einzige Fahrzeug, das sich im Zeitalter der Gaswaffe auf dem Schlachtfelde bewegen und dem Aeroplan mit einiger Aussicht auf Erfolg entgegen treten kann. Diese in ihrer Mehrzahl aus Tanks bestehende Armee ist dann auch imstande, in ihrem Vormarsch auf feindlichem Gebiete unterwegs die zum Flieger- und Gaskampf erforderlichen Anlagen und Magazine zu errichten.

Diese Auffassung der neuen Armee gibt uns ein ganz anderes Bild von den Streitkräften als das, das man seit dem Preussisch-Französischen Kriege gewohnt ist. Es ist klar, daß die Bedienung der Tanks und Gasvorrichtungen erstens viel weniger Menschen erfordert, als die bisherigen „Volksarmeen“ — die Menschen werden für die Erzeugung der ungeheuren Stoffmengen und gewisse andere Zwecke benötigt — und zweitens ein derartiger Dienst kein Militär im alten Sinne, sondern professionelle Fachleute erheischt.

Comit macht die nächste Zukunft des Krieges das Berufsheer, die besoldete Wehrmacht abermals notwendig. Die allgemeine Wehrpflicht wird, wie wir sehen werden, beibehalten, aber ihr Zweck und ihre Form werden tiefgreifende Änderungen durchmachen. Die eigentliche Kriegsführung wird einer kleinen Armee aus Fachleuten obliegen. Für amerikanische und englische Kriegswissenschaftler versteht sich das von selbst, da in diesen fortgeschrittensten Ländern

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

424

Vom Krieg der Zukunft.

des Kapitalismus das Söldnerheer seit jeher die Form der Wehrmacht war; sie hatten auch im Weltkrieg keinen Grund, es zu bereuen und in Zukunft wird sich diese Form noch besser bewähren. Übrigens beginnen bereits auch die verkümmerten kontinentalen Militärwissenschaftler darüber nachzudenken, ob die besoldete Facharmee nicht doch die Form der zukünftigen Kriegsführung sei. Allgemein bricht die Tendenz zur Verminderung der stehenden Heere und der Dienstzeit durch. Der Grund davon liegt nicht im Pazifismus, da die Rüstung und die Kriegsbereitschaft überall fürchterlichere Formen als je angenommen haben. Indessen macht sich in den Staaten mit entwickeltem Kapitalismus diejenige Tendenz der neuen, mit der Entwicklung der Schwerindustrie zusammenhängenden Kriegsvorbereitung fühlbar, die die Wichtigkeit der ständigen Armee der allgemeinen Wehrpflicht und ihrer langwierigen Ausbildungszeit herabsetzt. Seit dem Abschluß des Weltkrieges ist die Zahl der Soldaten in Europa um anderthalb Millionen zurückgegangen. Fast die Hälfte dieses Rückganges entfällt allerdings auf das zwangsweise entwaffnete Deutschland, aber auch das in seiner Wehrmacht bedeutend ersetzte Frankreich unterhält seit Kriegsende eine wesentlich kleinere ständige Armee als vor dem Weltkrieg, obwohl es früher militärisch ungleich schwächer war. Der verminderte Friedensstand seiner Armee wird durch Maschinen, Gaswerkzeuge, durch die starke Organisation der gesamten Kriegsindustrie mehr als wettgemacht. Noch auffallender ist das Bestreben nach Abbau der aktiven Dienstzeit. In Frankreich und Italien beträgt diese nur mehr anderthalb Jahre, doch spricht man bereits davon, die Dienstzeit in Frankreich auf ein Jahr und in Italien gar auf acht Monate herabzusetzen.

Zunächst ist die konsequente, logische Durchführung der neuen Kriegsvorbereitung in keinem Lande des europäischen Kontinents restlos zur Geltung gelangt. Neben den Vorbedingungen der technischen, chemischen und industriellen Kriegsführung besteht noch überall die alte Armee mit ihrer alten Mentalität. Dies liegt einerseits in der außenpolitischen Situation: die großen ständigen Armeen bleiben bis zum Ausbruch des neuen Krieges und bis zur praktischen Geltendmachung der Methoden desselben die schwerwiegendsten Argumente und Mittel der kontinentalen Politik. Andererseits läßt sich dieser Zwiespalt in der Kriegsrüstung auf den Konföderalismus des Denkens, der in Militärkreisen noch stärker als anderswo ist, sowie auf die innerpolitische Reaktion zurückführen. Immerhin haben alle kapitalistisch entwickelten Staaten, trotzdem sie an militärischer Kraft zugenommen haben, den Stand ihrer Armeen vermindert. Nur die kleinen militäristischen Nachfolgestaaten, deren wirtschaftliche und industrielle Leistungsfähigkeit eine Rüstung auf moderner großkapitalistischer Grundlage nicht zuläßt, bauen ihre stehenden Heere weiter mit Anspannung aller Kräfte aus.

Es ist überflüssig, unzweckmäßig und unökonomisch, die Jugend der Bevölkerung in dem Maße, wie es früher der Fall war, zum stehenden Heere auszubilden, in einer Form, für die die deutsche Armee als Vorbild galt. Das sieht man ein. Und sicherlich wäre die ständige Armee und die Dienstzeit überall weitgehend abgebaut worden, stünde diesem Abbau nicht eine Befürchtung im Wege. Eine kurz bemessene Dienstzeit genügt zur Aneignung derjenigen Kenntnisse, die die großen Massen der Soldaten benötigen. In Amerika beträgt die Ausbildungszeit dieser Massen im ganzen zwei Wochen. Immerhin gibt es einen Haken! Die lange Dienstzeit war nicht nur deshalb erforderlich, um Arbeiter und Bauern zu guten Infanteristen, Artilleristen und Kavalleristen auszubilden. Während der Dienstzeit wurde man durch Ausnützung der in jeder menschlichen Seele schlummernden wunderbaren Widersprüche in ein Kasernenwesen verwandelt. Es wurde einem die Anbetung des blinden Gehorsams, der Gewalt, der herrlichen Brutalität, der Respekt vor Vaterland, Kaiser, König, Behörden und „Ordnung“ anezogen, allerhand leid- und peinvolle und abscheuliche Dinge wurden einem als schneidige, begehrenswerte Sache hingestellt, ins Blut gedrückt. Heute merken wir es nicht mehr, weil wir nie daran denken, welche in vieltausendjährigen Überlieferungen wurzelnden Kunstgriffe in den Methoden des militäristischen Drills zur Anwendung gelangen, die insgesamt als Meisterwerke der Massenpsychologie, der Massenjuggestion, der Massenbeherrschung gelten können.

Von England und Amerika ging seinerzeit die P f a d f i n d e r b e w e g u n g hervor. Ursprünglich war sie lediglich eine nützliche Beschäftigung der Phantasie

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Vom Krieg der Zukunft.

425

und des Körpers von Kindern und Jugendlichen. Da aber zum Pfadfinderspiel auch Geld und Zeit gehörte und außerdem die Massen sich immer mehr der Klassen-gegenläufige bewußt worden waren, wurde die Pfadfinderbewegung nach und nach eine Einrichtung zur Erziehung der bürgerlichen Jugend zur Klassenunterdrückung und Klassenherrschaft. Seit Kriegsende kümmern sich aber auch die Staaten um diese Bewegung. England und Amerika haben keine ständige Armee. In anderen Staaten wurde die ständige Armee und die Dienstzeit vermindert und es ist im Interesse der Kriegsbereitschaft der betreffenden Staaten unumgänglich notwendig, daß dieser Abbau binnen kurzem weitere Fortschritte macht. Demgemäß bedient man sich zur Erziehung der jugendlichen Massen im Geiste des Militarismus, des Patriotismus und der Klassenunterdrückung dieser gesellschaftlichen Soldatenspielererei.

Seit Kriegsende wurde die „militärische Ausbildung und körperliche Er-tüchtigung der Jugend“ überall der staatlichen Aufsicht unterstellt. Die Bewegung blieb scheinbar eine gesellschaftliche, doch werden die Mittel überall vom Staate beigestellt und die Kontrolle auf gesetzlich geregelter Basis von Staats wegen ausgeübt. In Frankreich sorgt dieses Gesetz zum Beispiel für die körperliche Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechts vom Alter von sechs Jahren bis zum wehr-pflichtigen Alter der Knaben. Im sechzehnten Lebensjahr wird das Turnen durch eine militärische Ausbildung ersetzt. Diese hat drei Stufen. Auf der ersten Stufe werden die Knaben körperlich zum militärischen Dienst tauglich gemacht und ihnen die Rudimente militärischer Kenntnisse beigebracht. Auf der zweiten Stufe ist man bestrebt, sie zu Unteroffizieren, auf der dritten zu Reserveoffizieren auszubilden. Auf der dritten Stufe ist der Unterricht auf „entsprechende Schulbildung aufweisende“ Schüler, auf die Söhne der Bourgeoisie beschränkt. Die Ausbildung auf der zweiten und dritten Stufe steht unter der Leitung von Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren. Diese erfolgt bereits mit Waffen, umfaßt das ganze Gebiet der militärischen Einzelausbildung und sogar Taktik, Heerwesen und Terraintunde werden gelehrt. Die Schüler müssen nach Abschließung der Kurse eine Prüfung bestehen.

Dieses französische System gilt im allgemeinen als Muster für die „physische Erziehungsmethode der Jugend“ in den Staaten des europäischen Kontinents. Noch fürchterlicher und praktischer ist aber die Methode, mit der die Vereinigten Staaten die junge Generation zu Soldaten erziehen. Die Grundlage dieser Massenerziehung ist die Scout-Bewegung, das Pfadfindertum. Die Pfadfindervereine stehen nicht unter militärischer Leitung, werden aber vom Staate in jeder möglichen Weise unterstützt. Hier werden die Kinder zu „Vollblut-amerikanern“ und zur Kaufleute erzogen. Da es der amerikanischen Arbeiterbewegung noch an jeglicher Art politischen Klassenbewußtseins mangelt, werden auch Kinder des Proletariats zugleich zu Feinden ihrer eigenen Klasse erzogen. Welche Erfolge durch diese Erziehung erzielt werden, beweist das enlisted reserve corps, die eingereichte Mannschaftsreserve, für die man sich freiwillig behufs weiterer militärischer Ausbildung melden kann. Diese Ausbildung erfolgt bereits unter offizieller militärischer Leitung in den sogenannten Military Citizens Training Camps oder militärischen Lagern der Bürger anlässlich jährlich abgehaltener Feldübungen. Die Ausbildungsdauer beträgt hier, in Uniform und mit Gewehr, zwei Wochen, für diejenigen, die Unteroffiziere werden wollen, etwas mehr.

Und diese sich freiwillig zur militärischen Ausbildung meldenden Massen entstammen insgesamt dem Proletariat, denn für die militärische Ausbildung der Söhne der Bourgeoisie wird besonders gesorgt. Im Jahre 1925 stellte das Staats-sekretariat für Heerwesen bereits die Teilnahme von 100.000 Personen an den jährlichen Feldübungen ins Budget; daß diese Zahl nicht noch höher war, kommt davon, daß der Kongreß in seiner instinktiven Abneigung gegen den altmodischen Militarismus für diesen Zweck nicht gerne größere Beträge hergibt und seine Freigiebigkeit mehr in der Erzeugung von Kriegsmaschinen, Schiffen, Gasen bekundet. Indessen sind sich die Vereinigten Staaten über die Bedingungen eines modernen Krieges und der Behaltung der kapitalistischen Macht vollkommen im klaren und richten ihr Augenmerk vornehmlich auf die Schaffung eines fachkundigen Reserveoffizierskorps. Wahrhaft beängstigend ist in der militärischen Ausbildung diejenige der Reserveoffiziere: gute Soldaten und

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

426

Vom Krieg der Zukunft.

Offiziere werden aus den Söhnen der Bourgeoisie gemacht. Man kann sagen, daß in Amerika der ganze höhere Unterricht an Mittelschulen und Universitäten sich unter militärischer Leitung befindet. Die Schüler und Hörer dieser Schulen, Zöglinge von nicht weniger als 226 Lehranstalten gehören dem Reserve Officers Training Corps, dem Reserveoffizierskurse an und sind dessen Mitglieder vom vierzehnten Lebensjahr an bis zum Zeitpunkt, da sie das College, die höhere Mittelschule oder die Universität verlassen. In drei Vierteln der Schulen sind die Offizierskurse und Feldübungen obligat, ohne Offiziersprüfung erhält man keinen Ausweis, aber selbst in den Schulen, in denen die Teilnahme an der militärischen Ausbildung dem Ermessen der Züngerlinge anheimgestellt ist, können sich diese dem stark fühlbaren gesellschaftlichen Zwang nicht entziehen. Eine Ausnahme bilden nur der Verein Christlicher junger Männer, der dank seiner Organisation, seiner Macht und seinem Ansehen seine Mitglieder vor dem Terror zu schützen vermag.

In allen Schulen ist eine Fakultät für „Militärwissenschaft und Taktik“ tätig, an der die Offiziere der ständigen Armee unterrichten und Vorträge halten. Für die Mitglieder der Reserveoffizierskurse, also für die Studenten, werden jährlich abwechselnd, je nachdem, wieviel Geld der Kongreß diesem Zwecke zu opfern geneigt ist, in Lagern, gemeinsam mit der Reservemannschaft, Feldübungen abgehalten, wobei sie Uniform, Chargen und Sold erhalten. Diese Armee, der die Reserveoffiziere entnommen werden, bilden jährlich 125.000 Studenten — vielleicht hat sich diese Zahl inzwischen erhöht —, die in zwei großen Organisationen, denjenigen der Colleges und der Universitäten zusammengefaßt sind. Im Jahre 1925 waren 768 Offiziere und 1065 Unteroffiziere mit der Ausbildung von Reserveoffizieren beschäftigt und sechs Millionen Dollar wurden für diesen Zweck verausgabt. Der Unterricht umfaßt vier Jahre. In welchem Geist er erfolgt, darüber gibt uns ein Teil der offiziellen Ausbildungsvorschriften, angeführt in einer Flugschrift des Enthüllers des neuen amerikanischen Militarismus, Winthrop D. Lane's, lehrreichen Aufschluß:

Ziel aller militärischen Ausbildung ist, den Kampf zu gewinnen... Die Grundsätze des Sportes und der Achtung für den Gegner haben keinen Platz in der praktischen Anwendung dieser Arbeit... Um den Feind zu erledigen, der sich an einen Kammert oder einen zu werfen bemüht ist, suche man um jeden Preis seinen Griff zu brechen, sei es durch Kniestoß in die Magengegend oder durch Blendung seiner Augen mittels Daumenstoßes... Dieser innere Drang, zu hassen und zu töten, muß vom Instruktor sorgfältig gehegt und ermutigt werden.

Diejenigen Angehörigen der Bourgeoisie, die spezielle Kenntnisse haben, werden dann, mit Hilfe ihrer gesellschaftlichen Vereine, gesondert in Evidenz gehalten. Die als Fliegeroffiziere geeigneten Ingenieure zum Beispiel in den Ingenieurbereinen, während die Mitglieder des Chemikervereins beim Chemical Warfare Service, dem Gaskriegführungskommando in Evidenz geführt werden. Mit dieser sachkundigen Sonderreserve werden zeitweise entsprechende Übungen abgehalten. Ähnlich ist es in England, wo die technisch und chemisch ausgebildeten Bürger durch ihre gesellschaftlichen Vereine als Supplementary Reserve Corps in Evidenz gehalten und zeitweise zur Übung einberufen werden.

Die Offiziere des ständigen Berufsheeres werden binnen kurzem alle technischen Fachleute sein. In England wird die Maßnahme, daß aktive Offiziere mit allen Waffengattungen, also auch mit Tanks und Aeroplanen vertraut sein müssen, zur Zeit durchgeführt. In Amerika werden alle aktiven Offiziere als Piloten ausgebildet. Somit steht mit der gesondert in Evidenz gehaltenen und geübten chemischen und technischen Reserve eine kleine, aber fürchterliche, aus Fachleuten bestehende Armee in Bereitschaft.

Man glaube indessen nicht, daß dadurch die breiten Massen, insbesondere des Proletariats die erdrückende Last des Krieges abgeschüttelt hätten. Die Überflüssigkeit und Zweckwidrigkeit der ständigen Armeen, des großen Friedensstandes, der langen Ausbildungszeit wird nach und nach allgemein zugegeben. Zugleich aber sieht man ebenso klar ein, daß im Kriegsfall die allgemeine Wehrpflicht ein Gebot absoluter Notwendigkeit ist. Diese allgemeine Wehrpflicht im Kriegsfall wird sogar noch weiter ausgedehnt, als es im Weltkrieg der Fall war. In Amerika

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Vom Krieg der Zukunft.

427

ist bereits ein Gesetz ausgearbeitet worden, das für den Fall eines Krieges den allgemeinen Kriegsdienst fast aller Staatsbürger vom halbwüchigen Jüngling bis zum Greise und auch der Frauen vorsieht, ohne Rücksicht darauf, ob ihnen eine militärische Ausbildung zuteil wurde oder nicht. Solche Gesetze bestehen oder kommen überall. Man weiß es, man hat es gelernt, daß ein moderner kapitalistischer Staat im Kriege keine „friedliche Zivilbevölkerung“ hat, daß dort ein jeder Kriegsführender ist. Die Fabriken und sonstigen Betriebe sind für eine industrielle Mobilisierung in Evidenz gehalten und in einigen Staaten, wie in Amerika, sogar eingeübt. Sobald ein Krieg ausbricht, sind diese Betriebe automatisch dem Kommando der Heeresleitung unterstellt und ihre Arbeiter, wie jeder unter der Sonne, Soldaten.

Soldaten im Felde. Denn überall wird es Schlachtfelder geben. Und das gefährlichste unter allen gerade in den Industriezentren, den Großstädten, denen die Flieger-, Bomben- und Gasangriffe gelten werden. Aber nicht nur als solche; auch als richtige Soldaten werden die Massen benötigt. Die Bewegungen der Maschinenarmeen werden mit schwindelerregender Geschwindigkeit erfolgen (nach Liddle-Hart ist die Beweglichkeit einer modernen Armee hundert englische Meilen im Tage) und riesenhafte Gebiete umfassen. Um diese Gebiete unter Militärverwaltung zu halten, bedarf es gewaltiger Massen. Massen, deren militärischer Nachbildung keine großen Kunststücke zugetraut werden, da man solche gar nicht benötigt, die aber in militärischem Geiste müssen erzogen worden sein.

Das Hauptziel des modernen Krieges besteht darin, das Herz des Feindes, seine industriellen, organisatorischen, geistigen Zentren zu treffen, sein Hinterland zu zerstören, ihn so lange zu lähmen und ohnmächtig zu machen, bis er zur Ergebung gezwungen wird. Der Weg dazu ist: zunächst die Arbeitskräfte des Gegners zu vernichten, sodann seine Organisationen zu zerstören und in Arnechtigkeit zu halten. Das von Flugzeugen abgestoßene Gas, die heutige Hauptwaffe, richtet in Gebäuden, Materialien keinen Schaden an, vernichtet nur die Menschenmassen. Auch die Militärs sind schon so weit gute Marxisten geworden, daß sie das eine gelernt haben: alle Werte werden in der kapitalistischen Gesellschaft von den arbeitenden Händen erzeugt, folglich müssen, wenn gründlich und für die Dauer zerstört werden soll, vorerst die Arbeitskräfte arbeitsunfähig gemacht werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß in einer über Rohstoffe verfügenden, entwickelten kapitalistischen Gesellschaft die in Gebäuden, Materialien angerichteten Schäden, sobald die Arbeitskräfte und die Organisationen unverfehrt geblieben sind, verhältnismäßig rasch zur Not ersetzt werden können. Wenn aber die industrielle Arbeiterschaft ausgerottet und die Organisationen zerstört sind, ist die Gesellschaft dem Untergang geweiht.

Der kommende Krieg wird daher in erster Linie gegen die Arbeiterschaft und die geistigen Phalangen der Städte geführt werden. Ist es auf diese Weise gelungen, den Gegner zu überwältigen, so folgt die Besetzung, wobei die feindlichen Organisationen unter Kontrolle und Herrschaft gestellt werden. Wir sehen nunmehr, warum heute die Erziehung der Massen in gesellschaftlichem Wege zum seelischen Drill wichtiger als die großen ständigen Armeen sind. Eine so allgemeine Verbreitung des militärischen Geistes, wie sie angeht der in ständiger Lebensgefahr zu verrichtenden Arbeit im modernen Krieg und der ungeheuren Menge der Besatzungen nötig ist, wäre durch die ständigen Armeen auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht gar nicht erzielbar. Eine solche läßt sich erst im Wege der Militarisierung und militärischen Erziehung der ganzen Gesellschaft vom Kindes- bis zum Mannesalter durchführen. Darum ist man überall bemüht, die ganze Gesellschaft in gesellschaftlichem Wege unter der seelischen Suggestion militärischen Drills zu halten.

1. Okt. 1926

Zur Kriegsschuldfrage. 1109/2

Die Frage der Mitschuld am Thronfolgermord hat in den letzten Wochen wieder einmal mannigfaltigen Staub aufgewirbelt. Eine sensationsgierige Presse gab sich willig dazu her, geradezu hahnrebüchene Tatarennachrichten, deren Tendenz offen zutage lag, kritiklos als goldene Wahrheit zu bringen. Gegenüber solchen publizistischen Blüten ist es Pflicht ernster Menschen, sich ab und zu über den jeweiligen Stand der Kriegsschuldfrage Rechenschaft zu geben, und besonders wir Oesterreicher müssen es tun, weil es unsere ureigenste Sache ist, die zur Debatte steht.

Im Mittelpunkt der Erörterungen sehen wir Serbien und das sogenannte österreichisch-ungarische „Ultimatum“, das in Wirklichkeit bloß eine „befristete Note“ war. Die Frage der Mitschuld Belgrads an der Katastrophe von Sarajevo ist durch das vor zwei Jahren von Ljuba Jovanović naiverweise abgelegte Geständnis in ein neues Stadium getreten. Ljuba Jovanović, Minister des Kabinetts Pašitsch bei Kriegsausbruch, hat bekanntlich in einem Aufsatz eingestanden, daß einige Minister vorzeitig von den gegen Franz Ferdinand gerichteten Plänen der bosnischen Irredentisten erfahren und die Angelegenheit auch untereinander besprochen hätten. Man habe aber den Dingen schließlich freien Lauf gelassen, da die Verschwörer bereits über die Grenze entwischt waren.

Das ungeheuerliche Geständnis, das Ljuba Jovanović lediglich in der Absicht ablegte, seinem alten Parteifreunde und persönlichen Gegner Pašitsch Schwierigkeiten zu bereiten, war natürlich für die gesamte serbische Regierung außerordentlich belästigend. Nach der ganzen Sachlage hatte, als man von den Plänen der Verschwörer erfahren, die Regierung eines Kulturstaates die unzuverlässige Pflicht, das Wiener Kabinett sofort zu unterrichten und auch die Namen der jungen Leute preiszugeben, damit man ihrer rechtzeitig habhaft werden könne. Daß dies nicht geschah, hieß nichts Geringeres, als daß die damalige serbische Regierung den österreichischen Thronfolger seinen Feinden einfach ans Messer lieferte! Unergötlicher ist unter europäischen Kulturstaaten noch nicht vorgekommen. Man vergleiche damit nur die jüngsten Anklagen Mussolinis gegen Frankreich, das nichts anderes tat, als italienischen Emigranten das Asylrecht zu gewähren, sonst aber wahrlich mit dem Anschlag gegen den Duce nichts zu schaffen hatte.

Die Belgrader Regierung war denn auch bestrebt, den schweren Hieb, den einer ihrer Kreise gegen sie führte, möglichst zu parieren. Zuerst tauchte das Gerücht wieder auf, Belgrad habe in Wien tatsächlich warnen lassen. Es ließ sich leicht widerlegen. Wenn der Wiener serbische Gesandte gegenüber dem damaligen gemeinsamen Finanzminister Bilinski wirklich Bedenken wegen der geplanten Thronfolgerreise vorgebracht hat, so waren diese so allgemeiner Natur, daß die Donaumonarchie in dem Schritt des Gesandten eher eine Einmischung in ureigenste innere Angelegenheiten erblicken mußte denn eine freundschaftliche Warnung. Ebenso versing es selbstverständlich vor der europäischen Öffentlichkeit nicht, wenn sich Belgrad gleichzeitig damit zu entschuldigen versuchte, daß sich im Mai oder Juni 1914 wohl einzele Minister, nicht aber der Kabinettsrat als solcher mit den Plänen der bosnischen Irredentisten befaßt hätten. Diese feine Unterscheidung zwischen „privat“

und „amtlich“ wird der normale Europäer in einer so katastrophalen Angelegenheit kaum zu verstehen vermögen.

Zu allem Ueberflus wußte die hochverdiente deutsche Monatsrevue „Die Kriegsschuldfrage“ in ihrem Juliheft auf Grund der Mitteilungen eines ehemaligen österreichisch-ungarischen Diplomaten bekanntzugeben, daß die beiden Attentäter Princip und Cabrinović im April 1914 dem damaligen Prinzen und jetzigen König Alexander vorgestellt worden seien. Der Gesandte v. Wiesner hat im letzten Heft der „Kriegsschuldfrage“ auf Grund von Akten, von denen er Abschriften besitzt, diese Verlautbarung insofern berichtigt, als dem Prinzen nicht Princip, der spätere Fürstenmörder, sondern nur Cabrinović, der nachmalige Bombenwerfer, vorgestellt worden ist. Auch fällt es natürlich niemand ein, aus diesem Zusammentreffen heraus den König etwa der Mitwisserschaft am Thronfolgermord zu zeihen. Eine solche unmittelbare Mitwisserschaft halten wir selbstverständlich auch jetzt noch für ausgeschlossen. Wohl aber zeigen die Vorgänge, wie sehr Belgrad im Sommer 1914 allen Grund hatte, sich von den Verschwörern nichts wissen zu machen. Das Verhalten der serbischen Minister im Juni 1914 beweist einwandfrei, wie schwer ihr Gewissen in Fragen der serbischen Irredenta belastet war.

Nach den vergeblichen Versuchen des heutigen Belgrad, das Geständnis des Ljuba Jovanović aus der Welt zu schaffen — auch die Schützenhilfe Seaton Watsons hat nichts genützt —, dreht man nun mit echt orientalischer Schlaueit den Spieß um. Seit Wochen kann man in allen serbenfreundlichen oder sonstwie „gewinnbaren“ Zeitungen lesen, daß an der Ermordung des Thronfolgerpaares nicht so sehr die Bombenwerfer und Mörder schuld gewesen seien als vielmehr eine dem Erzherzog feindlich gesinnte Clique in Oesterreich-Ungarn, an deren Spitze niemand Geringerer als Tisza, Burian und der Erste Obersthofmeister Fürst Montenuovo gestanden hätten. Diese Clique habe den Erzherzog genötigt, nach Bosnien zu reisen, und sie habe alles darangesetzt, daß die Sicherungsmaßnahmen möglichst lückenhaft wurden. Angesichts einer solchen absichtlichen Lässigkeit sei das Schicksal Franz Ferdinands in der Stunde, in der er den Boden Bosniens betrat, so oder so, mit oder ohne Mitwirkung Belgrads, besiegelt gewesen, da ja ganz Bosnien wußte, daß der Thronfolger ausziehen werde, um die Truppen vom Manöverfelde aus (!) direkt in den Krieg gegen Serbien zu führen.

Zu Zeugnissen in dieser Richtung sind von der serbischen Regierung eine Reihe ehemals bosnischer Beamter, nun jugoslawischer Pensionisten, zu Aussagen veranlaßt worden. Was in diesen Dokumenten an politischer und Geschichtskennntnis verschleift wird, ist mitunter so kraus, daß sich die Frage nach dem Werte solcher Zeugnisse von selbst beantwortet. Dessenungeachtet ist zu hoffen, daß sich auch von den maßgebenden Persönlichkeiten, deren Name serbischerseits in den Mund genommen wird, eine oder die andere zu Worte meldet. Von den prominentesten drei, Tisza, Burian und Montenuovo, lebt allerdings nur mehr der Letztgenannte. Aber gewiß werden sich außer dem Fürsten Montenuovo noch Vertrauensmänner der anderen finden, die in der Lage sind, aufklärend zu wirken. Die serbischen Anklagen sind lächer-

Arbeitskammer für Wien
Dokumentation

Stenographische Niederschrift
A. M. 1918

sich und läppisch. Aber im Westen kennt man Altösterreich so wenig, daß auch die größten Dummheiten Gläubige finden. Daß Männer wie Seaton Watson den Serben bei ihrem Propagandafeldzug beispringen, beweist es. Allerdings gehört Seaton Watson — Scotus Viator — zu den Verblendeten, die an der Zerstörung des Donauraumes besonders stark mitgearbeitet haben. Die müssen wohl oder übel — auch Steed hat es kürzlich in der Schweiz wieder versucht — ihr Zerstörungswerk, so gut es geht, verteidigen.

Als bemerkenswerte Einzelheit sei noch verzeichnet, daß das Belgrader Kabinett es auch nicht unversucht läßt, durch einen Druck auf die Regierungen die Diskussion über die Kriegsschuldfrage einzudämmen. Sie ließ im Juli in Berlin eine offizielle Demarche gegen die Zeitschrift „Die Kriegsschuldfrage“ unternehmen und ist, wie wir vernennen, auch in Wien auf solche Weise das Erscheinen eines ihr unangenehmen Buches zu verhindern bestrebt. Das alles tut die Staatsleitung eines Landes, dessen Presse sich in den Jahren 1908 bis 1914 das Unerhörteste an Heze gegen den großen Nachbarstaat geleistet hat. Das deutsche Außenamt hat mit Recht gegenüber dem serbischen Ansinnen auf die im Reiche geltende Pressefreiheit verwiesen. Allerdings hält es das führende Zentrumsblatt „Germania“ für angebracht, zugunsten Belgrads eine Lanze zu brechen und u. a. so nebenbei Pasitsch den serbischen Bismarck zu nennen. Ueber Oesterreichs Verhalten zu den serbischen Bemühungen sei der Mantel der christlichen Nächstenliebe gedeckt. Das „unangenehme“ Buch wird, wie wir erfahren, jedenfalls erscheinen. In Versailles sind Deutschland und seine Verbündeten ausdrücklich mit aller Schuld am Kriege belastet worden. Nicht wir, sondern unsere ehemaligen Feinde haben damit und schon während des Krieges die Diskussion über die Kriegsschuld eröffnet. Es ist nicht bloß unser Recht, sondern unsere Pflicht, wenn wir uns unserer Haut wehren. Das müßte gerade Serbien einsehen, das früher in Angelegenheit der politischen Opportunität ein so weites Gewissen hatte.

Tiroler Kaiserschützen im Weltkriege.

Kann hat sich eine junge Truppe so rasch zu so großem Rufe aufgeschwungen wie unsere Tiroler Kaiserschützen. Obwohl sie es recht schwer gehabt. Nicht nur, weil sie eine junge Truppe waren, sondern weil die Konkurrenz, die zu Beginn des Weltkrieges schon auf eine hundertjährige Tradition zurückblickenden Tiroler Kaiserjäger es doch recht schwer machten, es ihnen gleich oder gar zuvor zu tun, und dann, weil man der jungen Truppe ob ihres erstklassigen, ausgesuchten Offiziers- und Mannschaftsmaterials mit Vorliebe die allerschwersten Aufgaben stellte, an denen zu scheitern keine Schande gewesen wäre. Trotzdem, sie haben es zustande gebracht, einerlei, ob sie im Sande Galiziens, in den Waldbergen der Zentralkarpathen, auf den öden Karstflächen des Doberdo oder im Schnee und Eis der heimischen Bergriesen kämpften.

Schon nach wenigen Kriegswochen waren die „Blumentempel“ von den Russen gefürchtet. Unübertroffen aber bleibt, was die Tiroler in ihren heimischen Bergen geleistet in der Abwehr des verhassten Welschen. Kein anderes Land der alten Monarchie hat so Großes geleistet, hat sich so rücksichtslos vom Knaben bis zum Greise zum Kampfe gestellt. „Wahrlich, Größeres hat die Welt nicht gesehen; ich beuge mich vor dem Heldenmute des Tiroler Alpenkorps, Generals von Krafft-DeImensingen, angesichts der ausgestorbenen Tiroler Dörfer sind ein be- redtes Zeugnis für den Opfermut des Tirolervolkes.

Es ist ein Verdienst nicht nur um den Waffenruhm der Tiroler und der von ihnen gestellten Regimente, sondern um die ganze alte Armee, wenn die Kenntnis von diesen Taten über die engeren Grenzen der Heimat, ja

unsere Staatsgrenzen hinausdringt. Der um die Traditionspflege der Kaiserschützen hochverdiente Bezwinger des M. Hum in der Schlacht von Karfreit-Flitsch, O.M. d. R. v. Hermann-Mitsch, hat es unternommen, der Mit- und Nachwelt die Kenntnis der Heldentaten der Kaiserschützen in einem eindrucksvollen Vortrag, unterstützt von prächtigen Lichtbildern — teils nach photographischen Aufnahmen, teils nach Bildern von Mitkämpfern, vor allem der Maler Berthe und Bouvard, beide Offiziere bei Tiroler Truppenteilen — zu vermitteln.

Dieser Vortrag wurde von O.M. Mitsch nicht nur in der engeren Heimat der Kaiserschützen, sondern über Einladung des „Stahlhelm“ (Bund der deutschen Frontsoldaten) auch in München und in anderen bayerischen Städten gehalten und überall mit großem Jubel aufgenommen. Ueber Einladung der militärwissenschaftlichen Sektion unseres Verbandes wird ihn nun O.M. Hermann-Mitsch auch in seiner eigentlichen Heimat, in Wien halten, und zwar Donnerstag, 7. Oktober, um 7 Uhr abends im Großen Saale des Militärkassinos. Der geringe Regiebeitrag von 30 g ermöglicht es wohl jedermann, sich nicht nur selbst den Vortrag anzuhören, sondern durch Mitbringen von Gästen die Kenntnis von den Heldentaten unserer heldenmütigen Truppen und der Glanzleistungen unserer Tiroler Kaiserschützen auch in weiteren Schichten der Wiener Bevölkerung zu verbreiten, die ja vor allem erfahren sollen, was unsere bestandene ruhmreiche, aber überbescheidene Armee in der Verteidigung der Heimat geleistet hat.

Kernawe, O.M.

Josef, Czecho

Die Schreckensnacht von Schabaz.

Interessante Details aus den Memoiren des Erzherzogs Josef.

B u d a p e s t, 22. Dezember.

In dem interessanten Memoirenwerk des Feldmarschalls Erzherzog Josef, das wir bereits würdigten, nimmt der Bericht über die Schreckensnacht von Schabaz breiten Raum ein. Erzherzog Josef, der die Kriegsführung des Generals Terstyanitzky, des Kommandanten des vierten Korps, fortlaufend in schärfster Weise kritisiert, läßt ihm bei der Darstellung dieser unglücklichsten Aktion des serbischen Feldzuges einige mildernde Umstände zugute kommen. Der Erzherzog zeigt, daß die

Verwirrung in der Befehlserteilung

die Hauptschuld an dem völlig überflüssigen Blutvergießen von Schabaz getragen hat. Am 20. August sind, wie Erzherzog Josef feststellt, dem General Terstyanitzky die folgenden acht einander widersprechenden Befehle zugegangen: Vom zweiten Armeekommando (General Böhm-Ermolli) der Befehl, hinter die Save zurückzugehen und Schabaz zu evakuieren (19. August abends); vom Oberkommando der Balkanstreitkräfte (Feldmarschallleutnant Potiorek), die Offensive in südlicher Richtung fortzusetzen, dazu alle bei Schabaz befindlichen Kräfte heranzuziehen (morgens 3 Uhr 30 Minuten); vom zweiten Armeekommando, daß die Verfügung Potioreks in Kraft bleibt und das vierte Korps ihm unterstellt sei (morgens 3 Uhr 30 Minuten); vom Oberkommando der Balkanstreitkräfte, daß die Offensive des vierten Armeekorps zwecklos sei. Es möge sich hinter die Save zurückziehen, Schabaz in der Hand haltend (4 Uhr 15 Minuten); vom Armeoberkommando, daß das vierte Korps dem fünften Armeekommando (General der Infanterie Franke) unterstellt wird (vormittags 9 Uhr 45 Minuten); vom fünften Armeekommando, daß der Kampf unterbrochen werden und der Rückzug hinter die Save stattfinden soll (7 Uhr 45 Minuten); vom Oberkommando der Balkanstreitkräfte, daß Schabaz zu halten sei, das vierte Armeekorps aber bei Klenaf beisammen bleibe. Schabaz ist als Brückenkopf besetzt zu halten (abends 8 Uhr); vom Armeoberkommando, daß die Terstyanitzky-Gruppe nicht dem fünften Armeekommando, sondern unmittelbar Feldmarschallleutnant Potiorek unterordnet bleibt.

Wie hat sich dieser Wirrwarr von Befehlen und Befehlsstellen in der Wirklichkeit ausgeprägt? Mögen die Tagebuchblätter des Erzherzogs antworten: „In dem Wirrwarr wußte weder das zweite, noch das fünfte Armeekommando von der Lage in Schabaz...“ Um 3 Uhr morgens am St. Stephans-Tag Alarm. Auf höheren Befehl ist der Rückzug sofort zu beginnen und wir sollen auf das linke Ufer der Save gehen. Um 3 Uhr 30 Minuten beginnen wir den Marsch auf Schabaz. Kaum daß wir marschieren, kommt neuer Befehl: „Rehrt euch! Zum Angriff bereit, Richtung Süd; warten!“ Drei lange Stunden vergehen und es kommt nichts. Endlich um 6 Uhr 30 Minuten bringt ein Auto Befehl. Den heißerwarteten Befehl! Aber was ist das? „Ochsen, Schweine, Gänse und Hühner in großer Menge zusammenfangen und mit ihnen die Rüchen füllen. Heute Nachschub unmöglich.“ Also daran hatten wir schon gedacht, und das ist in Ordnung. Greizt sage ich dem Hauptmann, der den Befehl gebracht hat, es wäre besser, die rückwärts frei herumlungern den Rindvieher zusammenzufangen. Die rastende Mannschaft tuschelt, plötzlich bricht großes Gelächter aus, weil ein schwäbischer Soldat die Worte spricht: „Der Erzherzog hot g'logt, mir han no immer net g'nug Ochsen!“

... 6 Uhr 40 Minuten. Befehl: „Vordringen verboten, alles halt!“

Wir alle sind durch diese Unschlüssigkeit verstimmt. 9 Uhr Befehl: „Der Marsch auf Schabaz beginne!“ Im Südwesten von uns großer Kampflärm. Wir sehen die Schrapnellwolken. Der Gestank der Leichen durchströmt unbarmherzig die Luft, die unsere Nase und unseren Mund erfüllt. Vielen wird vor Ekel übel... Wir nähern uns Schabaz. Die Leichen sind noch nicht begraben. Fürchterlicher Gestank würgt uns. Es ist nicht auszuhalten... In der Hoffnung, daß Terstyanitzky nach dem blutigen siegreichen Kampf seine tapferen Truppen mit einem guten Wort begrüßen wird, lasse ich ihm sagen, daß wir in geschlossener Ordnung durch Schabaz marschieren. In der Mitte der Stadt frage ich, wo er sich aufgestellt hat, und man antwortete mir, daß er noch beim Essen sitzt. Ich sende Jizkowsky zu ihm — ich selbst will nicht mit ihm sprechen —, daß ich seine weiteren Befehle erwarte. Unter seinen Fenstern marschierend, bin ich mir böse, daß ich zu ihm geschickt habe. Ich hätte so klug sein müssen, den Marsch meiner müden Truppen zu beschleunigen, um ihn nicht beim Essen zu stören...

Am 21. August stammt bei Schabaz der Kampf neu auf. Schabaz wird von der 9. Division gehalten... Feldmarschallleutnant Graf Jedwitz telegraphiert an das Oberkommando der Balkankräfte, daß die Verteidigungslage von Schabaz nicht entspricht... Er ist der Meinung, daß Schabaz nicht zu halten ist, weshalb er empfiehlt, die 9. Division nachmittags am 21. August hinter die Save zurückzunehmen. Wie das dem Kommandanten des 4. Armeekorps zur Kenntnis gelangt, erzwingt Terstyanitzky beim 5. Armeekommando, daß General Zanantoni das Oberkommando vom Grafen Jedwitz sofort übernehme... Nach General Zanantoni ist die Rettung von Schabaz noch nicht gekommen...

Am 22. August ist Schabaz noch nicht geräumt, aber Feldmarschallleutnant Graf Jedwitz meldet, daß er es nicht mehr halten kann... Auf diese Meldung hin übernimmt Terstyanitzky vom Grafen Jedwitz das Kommando und übergibt es dem General Zanantoni... Ich frage, wie die Truppe angesichts solcher Kopflosigkeit in der oberen Führung Vertrauen haben soll... Um 10 Uhr greift der Feind wieder an... Ich ahne, daß ich wieder nach Schabaz geschickt werde... Alarm. Abends 7 Uhr

kommt der Befehl: „Alarm. Die 31. Division marschiert sofort auf Schabaz und unterstützt die sehr bedrängte 29. Division.“ Es wird also auch die 31. Division in die kleine Stadt gezwängt und wenn die feindliche Artillerie das Feuer energisch einsetzt, wenn alle Gassen mit Soldaten überfüllt sind, dann gnade uns Gott. Das ist ein großer Leichtsinn... Dunkle Wolken bedecken den Himmel. Dicht fällt der Regen in dicker Finsternis. Dieser Weg führt uns durch einen hohen Eichenwald und ich sehe kaum den Kopf meines Pferdes. Auch unsere Pferde sehen nicht. Fürchtlich tapend schreiten sie... General Zanantoni bittet mich dringend, nur im Morgengrauen nach Schabaz zu gehen, weil die Stadt schon jetzt mit Truppen überfüllt ist und bei einem eventuellen Bombardement, das sich ununterbrochen wiederholt, könnte das sehr unangenehme Folgen haben.

23. August. Ich eile zu Zanantoni in das Postgebäude an der Kreuzung der Großen Gasse... Der letzte Bericht, den ein Husarenoffizier bringt, ist der wichtigste: „Sehr starker Feind hat mit mehreren Brigaden den Jzwernowatz und die Höhen auf beiden Seiten besetzt und besetzt... Alle Befehle kommen zu spät, denn der Korpskommandant ist in Klenaf und das Telefon

ist zerfchossen . . . Lauter offene, wichtige, unentschiedene Fragen, die nur das Korps entscheiden kann, wenn es den Kampf führt. Ich bekomme eine Nase: „Endlich schon angreifen! Die Befehle pünktlicher erfüllen! Terstyanzky.“ So soll er doch herüberkommen! Der Kommandant eines eingeschlossenen Raumes hat hier zu sein, denn sonst ist es unmöglich, zu führen . . . Jetzt greift der Serbe schon an . . . Um 11 Uhr 50 Minuten kommt Feldmarschalleutnant Jail-Grießler an der Spitze der 32. Division zu mir und teilt mit, daß er vom Korps keinen Befehl hat und nicht weiß, was er tun soll. Ich kann nicht warten in dieser kritischen Lage. Im Schrapnellfeuer befehle ich den dort befindlichen Generalen: „Ich übernehme das Kommando der beiden Divisionen als Korps . . .“ Nachdem die Aktion bereits im Zuge ist, kommt der erwartete Befehl von Terstyanzky, den ich aus dem Gedächtnis hier niederschreibe: „Das Versügte nicht abändern! Wegen einheitlicher Führung sind solche Eingriffe in der Zukunft verboten.“

. . . Unser Angriff geht immer schwerer vorwärts und stockt. Teile der 32. Division kommen zurück. Der Lärm ist fürchterlich. Gewehrgeknatter und Kanonendonner. Um 5 Uhr früh kommt die Nachricht, daß die 29. und 32. Division in vollem Rückzug sind, die 31. Division gestellt ist und sich kaum halten kann. Der Feind ist wenigstens vier Divisionen stark. Die Lage ist schwierig. Hinter uns steht die einzige schmale Brücke unter schwerem Geschützfeuer. Hier aber werden unsere drei Divisionen in die vom Feinde unbarmerzig bombardierte Stadt zurückgedrängt . . . Wie wird dieses fürchterliche Terstyanzky-Abenteuer enden? . . . Um 5 Uhr 10 Minuten kommt ein Hauptmann und verlangt dringende Hilfe, weil sie den serbischen Angriff nicht mehr aufhalten können. Blutenden Herzens sage ich: „Hier ist noch eine Kompagnie, nehmen Sie drei Büge.“ Meine letzte Kompagnie geht ab. Ich begleite sie einige Schritte. Schon am Wege fallen einige im Schrapnellfeuer . . . Der Abend sinkt herab und ich verfüge die Einbiegung des rechten Flügels des Korps. Ich selbst gehe zu Banantoni in das Postgebäude. Die Pflicht ruft mich dorthin, denn der Rückzug ist unausweichbar. Das muß ich mit ihm besprechen. Das kleine Haus zittert und bebzt, Mörtel und Ziegel fallen. Eine Granate hat die Wand durchschlagen. Banantoni ist bleich, seine Hand zittert ein wenig, aber seine Stimme ist ruhig . . . Ich tappe mich über die Treppen hinunter auf die finstere Gasse . . . Hier sind die Gassen voll Toter. Ich will über die finsternen Gassen gehen, um meinen Stab auf seinen alten Platz zurückzurufen und irgendeinen Befehl von Terstyanzky zu provozieren. Rauschend kommt eine Granate . . . Die Straße wird hell von roter Flamme und raucherfüllt, dann wieder finsternes Dunkel. Mein linkes Ohr erstirbt, als hätte man mit einem Messer hineingestoßen. Klirrend fallen Metallstücke auf das Gestein. Der Luftdruck wirkt mich zur Erde. Meine rechte Hand wird klebrig von einem warmen Raß. Ich bin auf einen noch warmen, aber toten Menschen gefallen . . .

. . . Um 6 Uhr abends gehen die Serben im Gegenangriff auf Schabas, der die Truppen des vierten Korps zurückdrängte . . . 8 Uhr abends segt schon das Infanteriefeuer über die Straßen, verstummt aber schnell. Ist mein Gegenangriff gelungen? Keine Nachricht . . . So geht es bis 9 Uhr, bis von Terstyanzky der Befehl zum allgemeinen Rückzug hinter die Sawa ergeht. Er hat glücklich das Leben von Zehntausenden für eine Demonstration vergeudet.

Ich gehe wieder zu Banantoni. Sein Gesicht ist verändert. Er ist um dreißig Jahre gealtert. Ein Teil seiner Division ist ohne Befehl zurückgegangen und ist schon auf der Brücke: Sie ist nicht aufzuhalten . . . Jesus Maria, wenn dort der Serbe eindringt, entsteht kaum denkbares Unglück. Ich verfüge kurz, denn ich kann nicht warten, bis man Terstyanzky am jenseitigen Ufer sucht . . . In die Häuser müssen Patrouillen geschickt werden, damit sie die noch schlafenden Soldaten hinausjagen und sie der Serbe nicht dort ersicht. Die Brücke

wird von den Serben fürchterlich beschossen. Ich höre das Rauschen des aufspritzenden Wassers, wie es in den Fluß zurückfällt und auf die Bretter der Brücke . . . Ich eile zur Brücke . . . Noch einmal blicke ich zurück in die beiden breiten Gassen, wo ich die fürchterlichsten zwölf Stunden meines Lebens verbracht habe. Nur der Hergang der Granaten und der Kugeln! Kennend flüchtende Menschen und Wagen. Geschrei, Flüche, Todesröcheln. Wehklagen hallt durch die fürchterlich schwarze Nacht; nur das Blitzen der Granaten beleuchtet sie aufblackernd. General Felty begleitet mich zur Brücke und ich bleibe bei dem Finanzwachthaus. „Adieu, Felix, Gott schütze Sie!“ — „Mit Gott, kaiserliche Hoheit!“ Er verschwindet im Dunkel und ich bleibe, an die Ecke des Hauses gelehnt, allein.

Am . . . 24. 1/2 Uhr morgens kommt meine Division und nach 3 Uhr die letzte Gruppe. Mit ihr überschreite auch ich den Fluß . . . Am andern Tag erwache ich auf großen Lärm . . . Schabas wird von den Serben ununterbrochen beschossen. Sie glauben, wir sind noch dort. General Le Beau kommt mit vor Erregung zuckendem Gesicht zu mir und erzählt von den fürchterlichen Geschehnissen des gestrigen Tags.

Erzherzog Josef schließt dieses erschütternde Bild der Folgen mangelhafter Befehlsorganisation mit einer historisch bedeutenden Feststellung:

„Damals, als so bedauerliche Dinge geschahen, hatten wir keine Kenntnis von den Vorgängen, konnten wir auch sozusagen über nichts informiert sein. Wir sahen nur die Unschlüssigkeit und erhielten einander widersprechende Verfügungen. Das hatte zur Folge, daß die Führer verbittert wurden und in den Truppen das Vertrauen erschüttert war.“

Wir haben den Krieg mit den denkbar ungünstigsten Ausichten begonnen, weil die Uneinigkeit, die Verdächtigung, die Eifersucht und das Mißtrauen so hoch gegriffen hatten, wie es die folgenden Zeilen bezeugen: General der Infanterie Bolfras, der Chef der Militärkanzlei Sr. Majestät, hat in einem Schreiben an den Feldzeugmeister Potiorek am 14. August diesen gebeten, der Militärkanzlei über die am südlichen Kriegsschauplatz geschehenden Kriegsoperationen in kurzen Telegrammen von Zeit zu Zeit zu berichten, weil das Armeeoberkommando auch Sr. Majestät gegenüber sehr verschlossen ist. In einem späteren Brief aber heißt es:

„Das Armeeoberkommando geht in der Geheimhaltung so weit, daß man an oberster Stelle über die militärische Lage sozusagen nichts weiß. Wenn ein Feldherr und sein Stab jemals bis zur Unendlichkeit selbständig und von oberster Stelle von jedem Einfluß frei geblieben ist, so ist das jetzt der Fall.“ . . .

Soweit der Bericht des Erzherzogs Josef, der diesen Teil seiner Erinnerungen damit schließt, daß er von dem Grafen Stephan Tisza später gehört habe, Terstyanzky sei wegen dieses Vorganges gerügt worden. Dr. Josef Straßer.